

Walter Haas

# Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

Versuch über eine nationale Institution

Herausgegeben von der Redaktion des  
Schweizerdeutschen Wörterbuchs

Verlag Huber Frauenfeld





Walter Haas

# Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

Versuch über eine nationale Institution

Herausgegeben von der Redaktion des  
Schweizerdeutschen Wörterbuchs

Verlag Huber Frauenfeld

Dankbar verzeichnen die Herausgeber die folgenden Institutionen und Einzelpersonen, die für das Jubiläum oder diese Schrift Beiträge gewährten:

Alice und Walter Bossard Stiftung, Zug

Jubiläumstiftung des Schweizerischen Bankvereins 1972, Basel

Regierungsrat des Kantons Zürich (Fonds für gemeinnützige Zwecke)

Schweizerische Kreditanstalt, Zürich

Stiftung Landis & Gyr, Zug

Zürcher Kantonalbank, Zürich

Ein Vorstandsmitglied des Vereins zur Herausgabe des Schweizer-deutschen Wörterbuchs

© 1981 Verlag Huber Frauenfeld

Gestaltung: Clemens Harling

Druck: Graphische Unternehmung Huber & Co. AG, Frauenfeld

Einband: Hch. Weber AG, Winterthur

ISBN 3-7193-0768-9

# Inhaltsverzeichnis

Zur Situation der Mundart um 1860 .....	9
Die Gründung des Idiotikons .....	17
Material und Materialsammlung .....	26
Vom Zettelkasten zum Wörterbuch .....	35
Die Publikation .....	50
Vom Idiotikon zum Thesaurus .....	61
Arbeit und Zusammenarbeit .....	73
Rechts- und Finanzgeschichte eines vaterländischen Unter- nehmens .....	82
Nachweise .....	94



*VOR HUNDERT JAHREN* erschien die erste Lieferung des WÖRTERBUCHS DER SCHWEIZERDEUTSCHEN SPRACHE. Das Werk, das seine Begründer innert zwanzig Jahren zu vollenden hofften, ist noch immer nicht abgeschlossen: Die runde Jahreszahl ist kein Anlaß zum Feiern, aber willkommener Vorwand, dem Volk der deutschen Schweiz ein Werk in Erinnerung zu rufen, das aus dem Volke kommt und seiner Selbsterkenntnis dienen will.





# Zur Situation der Mundart um 1860

*„...eine ebenso unläugbare als wehmüthig stimmende Thatsache...“* Aufruf 1862

Der Aufruf von 1862 zur „Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs“ beginnt mit den berühmt gewordenen Worten: „Es ist eine ebenso unläugbare als wehmüthig stimmende Thatsache . . . , daß unsere nationalen Eigenthümlichkeiten . . . eine nach der andern abbröckeln und dem gleichmachenden und verschleifenden Zuge der Zeit anheimfallen. . . . Aber auf keinem Boden schleicht das Verderbnis so heimlich und darum so sicher, wie auf dem unserer Mundarten.“

Als Friedrich Staub diese Sätze niederschrieb, beherrschte die These vom unaufhaltsamen Untergang der Mundarten die Diskussion der Philologen im gleichen Maße, wie in unsern Tagen das unaufhaltsame Vordringen der Mundarten in immer mehr Gesprächsbereiche die Linguisten und Pädagogen beschäftigt: die Mundart, die nach der These des 19. Jahrhunderts längst tot sein sollte, macht uns durch ihre überbordende Lebendigkeit zu schaffen. Wie konnte es zu dieser Diskrepanz kommen? Entbehrten die Befürchtungen Staubs und seiner Zeitgenossen jeder realen Grundlage, oder ist inzwischen eine damals wirklich vorhandene Entwicklung radikal umgekehrt worden?

Um mit der zweiten Frage zu beginnen: Die Mundart verdankt ihre heutige starke Stellung zweifellos einer Tendenzwende, die sich seit etwa 1900 klarer abzeichnet und die in unsern Tagen zu Verhältnissen geführt hat, die für eine westliche Industrienation außergewöhnlich sind. In andern Ländern ist ja die Entwicklung in der Tat so verlaufen, wie Staubs Zeitgenossen sie voraussahen — warum es gerade in der Schweiz anders kam, das kann hier nicht erörtert werden.

Was uns aber in unserm Zusammenhang beschäftigen muß, das ist die erste Frage: Worauf stützten sich die Befürchtungen Staubs, und wie begründet waren sie? Wie war *damals* die Lage der Mundart?

Rufen wir uns zuerst den zeitgeschichtlichen Hintergrund in Erinnerung. In den ersten zwei Jahrzehnten des Bundesstaats durchlief unser Land eine wirtschaftliche und soziale Umwälzung, deren Tempo geradezu atemberaubend war. Erst seit 1848 gibt es gleiches Maß, Geld und Gewicht in der Eidgenossenschaft, erst 1850, mit dem Fall der Zollschranken zwischen den Kantonen, wurde das Land zum einheitlichen Wirtschaftsgebiet. Jetzt konnte die Industrialisierung zu einer förmlichen Explosion kommen: Hatten um 1850 noch 1000 Schweizer in Fabrikwebereien gearbeitet, so waren es 1866 bereits 12000, und es war der Bauernstand, Hüter der Traditionen, der die allermeisten dieser Arbeitskräfte abzugeben hatte. 1853 umfaßte das gesamte schweizerische Eisenbahnnetz 26 Kilometer — sieben Jahre später waren es 1053 Kilometer! 1863 führte Thomas Cook die erste Reisegruppe durch unser Land und eröffnete damit das Zeitalter des Massentourismus.

Die Weberei rief der Maschinenindustrie, der kostspielige Bahnbau den Großbanken; die Industrialisierung führte zu internen Völkerwanderungen und zur Umstrukturierung der Landwirtschaft; Import und Export ersetzten die frühere Autarkie; Touristen und ausländische Kaderleute überschwemmten das unterentwickelte Land ...

All dies war wie ein Sturzbach über die Erwachsenengeneration der sechziger Jahre gekommen. Aus der miterlebten Umwälzung „dieser Zeit, wo Alles hastig auf Schienen rollt, wo, was der I. Gott durch Berg und Thal getrennt hatte, von Menschenwitz zusammengewürfelt wird<sup>1</sup>“, konnte diese Generation vernünftigerweise nur auf den baldigen Untergang aller „Eigenthümlichkeiten der Völkerschaften“ und damit natürlich auch der Mundarten schließen. Jene pessimistischen Prognosen haben somit ihre tiefste Wurzel in der psychologischen Wirkung des Zeiterlebnisses; die tatsächlichen „Zerfallerscheinungen“ der Mundarten scheinen dagegen geradezu von untergeordneter Bedeutung.

Aber natürlich fehlten auch konkrete Hinweise auf einen umfassenden Wandel der Sprachverhältnisse nicht. Die neue politische und wirtschaftliche Situation erforderte eine bessere Schulung der Bürger — möglichst aller Bürger. Die obligatorische und unentgeltliche Volksschule ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts; in den dreißiger Jahren war sie in den meisten Kantonen eingeführt. Auch in der damaligen Volksschule lernte man ausschließlich schriftsprachlich lesen und schreiben, aber beim lauten Vorlesen setzte man das Schriftbild in eine mundartnahe Lesesprache um: Aus geschriebenem HAUS wurde gelesenes *Huus*. Erst die höhere Schule vermittelte eine der Schriftsprache nähere Aussprache des Gelesenen und vor allem die Fähigkeit, die Hochsprache in spontaner Rede zu verwenden. Auch wer etwas lesen und schreiben gelernt hatte, brauchte damals also noch lange nicht die Schriftsprache verstehen oder gar sprechen zu können.

Die Erneuerung des Sprachunterrichts versuchte als erstes, eine der Hochsprache angenäherte *Lese*-Sprache bereits in der Volksschule einzuführen; der Zürcher Volksdichter Jakob Stutz (1801-1877) berichtet in seiner Lebensgeschichte über diese Reform, die im Kanton Zürich schon recht früh Fuß fassen konnte. Seit den dreißiger Jahren ging es dann darum, die Hochsprache auch als *Unterrichts-* und *Sprechsprache* in die Volksschule zu bringen. Dieser Schritt war heftig umstritten; der Kampf ging schließlich zugunsten der Schriftsprache aus, aber noch in den siebziger Jahren war er nicht völlig entschieden.

Dank diesen Schulreformen konnte tatsächlich bei vielen Gelegenheiten nun die Schriftsprache verwendet werden, wo früher eher die Mundart oder doch eine sehr mundartnahe Sprachform galt, so etwa in Predigten und Ansprachen, vor allem aber eben in der Schulstube. Dadurch ging an sich die Verwendung der Mundart nur unwesentlich zurück, aber der Kreis jener, die sich auch mehr oder weniger geläufig in der Schriftsprache auszudrücken vermochten, nahm zu. Dies mag den zeitgenössischen Beobachtern eines der wichtigsten Anzeichen für den bevorstehenden Untergang der Mundarten gewesen sein.

Die sprachliche Gestalt der Mundart blieb von dieser Entwicklung nicht unberührt. Tatsächlich galt gerade beim mundartspredhenden

„Volk“ der Dialekt als schlechte Sprache, und es bestand auch bei ihm die Neigung, seine Rede durch schriftsprachliche Wörter zu „veredeln“; durch die Bemühungen der Schule wurde die Masse jener, die dies konnten, immer größer. Unter einem historischen Gesichtspunkt mußte diese Veränderung der Mundart als „Zerfall“ erscheinen, dessen Konsequenz nur das Aufgehen der Mundart in der Schriftsprache sein konnte. Weil man die Mundart damals vor allem unter dem Blickwinkel des „Idiotismus“ sah, des nur einer bestimmten Gegend eigentümlichen Ausdrucks, wurde der „Zerfall“ gewaltig überzeichnet, da ja die Wörter die beweglichsten Elemente der Sprache sind und da jene Zeit tatsächlich eine rasante Beschleunigung des Wortschatzwandels erlebte. Dabei übersah man, welches Beharrungsvermögen die Volkssprache in den Lauten, den Formen und selbst im Satzbau bewies.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten nach französischem Vorbild manche noch die Abschaffung der Mundarten zum pädagogischen Ideal erhoben. Seit der Mitte des Jahrhunderts, als der „Zerfall“ ohne weiteres Dazutun zum gleichen Resultat zu führen schien, regte sich der Widerstand. Es waren vor allem patriotische, demokratische und wissenschaftliche Gründe, die zugunsten der Mundart ins Feld geführt wurden. Die Mundart galt ihren Verteidigern als „Juwel“, das in diesem Lande gewachsen war und nur ihm gehörte; sie war deshalb geeignet, die Nation zusammenzuhalten, sie „schützt unsere Individualität besser als der Rhein“. Als demokratischen Glücksfall beurteilte man schon damals die Tatsache, daß jedermann hier die Mundart sprach, daß nicht „wie im Fürstenland . . . die Rede Bürger von Bürger scheidet“. Endlich hatte die romantisch imprägnierte Germanistik das Alte zum absoluten Wert deklariert, weil es näher zum „himmlischen Ursprung“ hinaufreiche; seither konnte man darauf hinweisen, daß die Mundarten sprachgeschichtlich in manchen Zügen „älter“, somit ehrwürdiger und des wissenschaftlichen Interesses würdiger seien als die Hochsprache.

Ziel des Kampfes für die Mundart mußte es vor allem sein, das Ansehen der Volkssprache zu heben, und zwar vor allem bei den Gebildeten, die „ihre kernige aber anspruchslose Mitgift“ geringschätzten.

Denn die Gebildeten konnten nicht, wie die Volksschulabsolventen, vor der Hochsprache „geschützt“ werden, sie mußten sie beherrschen und waren deshalb auch der Versuchung ausgesetzt, die höher geschätzte Sprache zu ihrer Alltagssprache zu machen. Um sie davon abzuhalten, mußten ihnen die Gründe, die für die Mundart sprachen, plausibel gemacht werden.

Allerdings glaubten wenige daran, daß die Mundart durch solche Bemühungen erhalten werden könnte. Es ging nur noch darum, den Untergang zu verlangsamen. Denn auch die Mundartfreunde konnten sich dem Prestige der Gemeinsprache nicht verschließen, sie wollten als Gebildete ihr Land nicht zur kulturellen Provinz werden lassen. Als Patrioten konnten sie unmöglich die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung des Vaterlandes ablehnen, und nur die Hochsprache öffnete den Zugang zu fremden Märkten und Kulturen. Als Demokraten konnten sie unmöglich dem Volk eine aufgeklärte Schulbildung vorenthalten wollen, selbst wenn dadurch die alte Sitte und Sprache beeinträchtigt werden mußte. Die Mundartfreunde sahen sich somit hin- und hergerissen zwischen der Verpflichtung zum Fortschritt, der auf die Schriftsprache angewiesen war, und der Liebe zur Mundart. Aus diesem Dilemma entstand jener Kompromiß, der noch heute die deutschschweizerische Sprachsituation prägt und der vorschlägt, beide Sprachformen zu pflegen und durch „wissenschaftlich durchgeführte Unterscheidung beider“ in der Schule ihre Vermischung zu verhindern. Die Idee der Gleichberechtigung von Mundart und Schriftsprache in ihrem jeweiligen Geltungsbereich setzte sich zuerst bei den Gebildeten durch und ist heute kaum mehr umstritten. Das Prinzip stellt jedoch hohe Anforderungen an die Sprachgemeinschaft — zu hohe, meinte Tappolet um 1900, so daß die Gemeinschaft sich das Leben durch die Aufgabe der einen Sprachform erleichtern werde, und es war für ihn klar, daß die schließlich aufgegebene Variante nur die Mundart sein könne. Heute befürchten einige, daß Tappolet im Prinzip recht erhalten könnte, nur daß die Verdrängung das gesprochene Hochdeutsch treffen könnte . . .

Um 1860 kündigte sich dieser Kompromiß erst an; es war nicht vorauszusehen, daß er sich dank der historischen Entwicklung einmal



Konferenz der Ant. Ges. v. 1845

## Die Antiquarische Gesellschaft von Zürich

Herrn

Ein schweizerisches Idiotikon, d. h. eine vollständige, geordnete Sammlung aller, sowohl in ältern gedruckten Werken, Urkunden und andern Handschriften, als auch im Munde des Schweizervolkes noch lebenden Wörter und Ausdrücke, kurz eine Sammlung des ganzen Wortschatzes des allemannischen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, gehört anerkannter Maassen zu den längst schmerzlich gefühlten Bedürfnissen nicht nur deutscher Sprachforscher, sondern auch praktischer Juristen, Archivare, ja wir dürfen sagen, aller Freunde des allemannischen Alterthums.

Der vorhandene, aber aus dem Buchhandel längst verschwundene Versuch eines schweizerischen Idiotikons von Stalder hat zwar für seine Zeit genügt und, man darf es bekennen, alles geleistet, was jene Zeit, und zumal ein Einzelner in ihr, leisten konnte; aber für den heutigten Standpunkt deutscher Alterthumsforschung ist er, was gleichfalls nicht gelängnet werden kann, völlig unzulänglich. Das Appenzellerische Idiotikon von Titus Tobler dagegen umfasst einen zu kleinen Theil des allemannischen Sprachgebietes, als dass es, ungeachtet seiner Vortreflichkeit, etwas anderes bewirken könnte, als den Mangel eines den gesammten Wortreichthum der allemannischen Sprache umfassenden Wörterbuches erst recht fühlbar zu machen.

In Erwägung dieser Verhältnisse hat die Antiquarische Gesellschaft von Zürich den Entschluss gefasst, ein allumfassendes allemannisches Wörterbuch auszuarbeiten und bekannt zu machen, und die Herren Meyer und Zeller haben den Verlag dieses Werkes bereitwillig übernommen. Beide Theile werden keine Mühe und keine Kosten scheuen, dem Werke in jeder Beziehung die möglichste Vollkommenheit zu geben.

Aber die Antiquarische Gesellschaft, wiewohl bereits im Besitze nicht unbedeutender Wortsammlungen und anderer Vorarbeiten, getraut sich doch nicht ohne Beihülfe und Unterstützung von Freunden und Kennern der allemannischen Sprache dasjenige zu leisten, was sie leisten zu sollen für ihre Pflicht anerkennt. Es ergeht daher hiedurch an die Herren Geistlichen und Schullehrer beider Confessionen, so wie an alle anderen Beamteten, überhaupt an alle Männer, die etwas

zum Gelingen dieser Unternehmung beitragen können, die so ergebene wie dringende Bitte, nach Kraft und Vermögen Wortsammlungen zu veranstalten und dieselben der Gesellschaft zukommen zu lassen. Wir glauben diese Bitte um so getroster aussprechen zu dürfen, als gewiss in jedem Schweizer so viel Sinn und Liebe für seine Muttersprache lebt, dass er mit Freuden an einem solchen, dem ganzen Volke zur Ehre gereichenden Werke sich betheiligen wird, um so mehr, als nicht verkannt werden kann, dass, was heute noch möglich und leicht, ohne Zweifel in einer spätern Zeit bedeutend schwieriger, wenn nicht gar, zum Theil wenigstens, unmöglich sein dürfte. Denn Welch eine grosse Menge alterthümlicher, nur der Schweiz angehörender Wörter und Wortformen bereits verschwunden ist, und welche Menge in stets fortschreitendem Maasse zu schwinden droht, das wird jeder ohne Schwierigkeit einsehen, der sich jetzt mit ältern, dann mit jüngern Leuten in ein Gespräch einlässt.

An Diejenigen nun, die die Güte haben wollen, Wortsammlungen für unsern Zweck anzulegen, erlauben wir uns folgende Wünsche zu richten.

- 1) Alle allemannischen Wörter wolle man durch die Schrift von den beigefügten Erläuterungen möglichst unterscheiden.
- 2) Man wolle den Laut der Wörter so genau und sorgfältig als möglich bezeichnen.
- 3) Man bezeichne gefälligst bei Substantiven das grammatische Geschlecht durch Hinzufügung des Artikels der, die, das. Bei Verben gebe man den Infinitiv und das Particip der vergangenen Zeit.
- 4) Man unterlasse nicht, den einzelnen Wörtern Redensarten beizugeben, in denen ihre verschiedenen Bedeutungen klar hervortreten.
- 5) Gesammelte und uns mitgetheilte Volkslieder, Sprichwörter, Volkssagen, Märcen, abergläubische Meinungen und Bräuche u. s. w. werden besonders willkommen sein.
- 6) Alle Zusendungen lasse man gefälligst durch die Buchhandlung der Herren Meyer und Zeller uns zukommen.

Die Gesellschaft glaubt schliesslich die Versicherung geben zu sollen, dass alle diejenigen, welche bei diesem vaterländischen Werke sich betheiligen, sich kein geringes Verdienst um die Bildung des jetzigen und kommenden Geschlechtes erwerben werden, und dass die Gesellschaft nicht unterlassen wird, ihrer am schicklichen Ort mit Dank zu erwähnen.

Zürich im Januar 1845.

Im Namen der Antiquarischen Gesellschaft:

Der Präsident, **Ferd. Kellers**,

**Dr. Ettmüller**, Professor.



würde verwirklichen lassen. Noch glaubte man an das Ende der Mundart, man hielt es für den Preis, den man dem Fortschritt zu zahlen hatte und auch zu zahlen bereit war, denn „wer wollte so töricht sein, seine Kraft gegen einen gewaltigen Naturprozeß zu stemmen?“ In dieser Situation gab es nur noch *eine* vernünftige Aufgabe: das Wertvolle aufzuschreiben, um es wenigstens der Wissenschaft zu retten, dem „Nationalheiligthum“ ein würdiges Denkmal zu setzen und so dem „Tod seinen Stachel zu nehmen“<sup>16</sup>. Mit den gleichen Argumenten, mit denen man ohne wirkliche Hoffnung auf Erfolg für die Erhaltung der Mundart selbst kämpfte, konnte man mit mehr Hoffnung auf Erfolg für die Verwirklichung des „Denkmals“ werben, gerade die Gewißheit des Untergangs war geeignet, die Hilfsbereitschaft zu stimulieren . . .

So verdankt denn das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache seine Entstehung nicht zuletzt wehmütiger Resignation. Aber dank der Persönlichkeit des Begründers, in der sich die Liebe zur Tradition mit der Tatkraft der Gründergeneration verband, führte die Resignation nicht zur Untätigkeit, sondern zu einem uneigennützigem und gleichzeitig unternehmerisch effektiven Einsatz aller Kräfte.

# Die Gründung des Idiotikons

„...den Denkmälern des Vaterlandes ein  
neues beifügen ...“ Aufruf 1862

Im Januar 1845 erließ die Antiquarische Gesellschaft zu Zürich einen Aufruf zur Sammlung eines „schweizerischen Idiotikons“. Der Verein, 1832 vom Pfahlbauforscher Ferdinand Keller (1800-1881) unter dem Namen „Gesellschaft für vaterländische Alterthümer“ gegründet, fühlte sich auch für die sprachlichen Altertümer verantwortlich, „umso mehr, als nicht verkannt werden kann, daß was heute noch möglich und leicht, ohne Zweifel in einer späteren Zeit bedeutend schwieriger, wenn nicht gar, zum Theil wenigstens, unmöglich sein dürfte<sup>11</sup>“. Außerdem aber wußten die Mitglieder dieser Gesellschaft, von denen mehrere als Herausgeber historischer Quellen hervorgetreten sind, welch großen praktischen Nutzen ein schweizerdeutsches Wörterbuch für den Geschichtsforscher haben müßte.

Zwar gab es damals bereits zwei gedruckte mundartliche Wörter-sammlungen, den *Versuch eines schweizerischen Idiotikon*, den der Escholzmatter Pfarrer Franz Josef Stalder (1757-1833) 1806 und 1812 in zwei Bänden hatte erscheinen lassen, und den *Appenzellischen Sprachschatz* des Arztes Titus Tobler (1806-1877) von 1837. Stalders Werk, für seine Zeit eine imponierende Leistung, war doch angesichts der damaligen rasanten Wissenschaftsentwicklung schon dreißig Jahre nach seinem Erscheinen inhaltlich und linguistisch „völlig unzulänglich<sup>12</sup>“ geworden; das Manuskript zu seiner erweiterten Neuauflage hatte der Verleger abgelehnt. Toblers Sprachschatz übertraf zwar an philologischer Genauigkeit Stalders Idiotikon, er umfaßte aber bloß das Gebiet eines kleinen Kantons. Was sonst noch an mundartlichen Wörtersammlungen vorhanden war, beschränkte sich auf kurze Listen oder lag ungedruckt und unzugänglich in irgendwelchen Bibliotheken.

Die Antiquarische Gesellschaft, intellektuell und finanziell wohl bestückt, war damals zweifellos die denkbar beste Schutzherrin für ein Unternehmen des geplanten Ausmaßes; vor allem würde sie für eine wissenschaftlich einwandfreie Ausführung Gewähr leisten. Der Aufruf war von Keller und dem Privatdozenten Ludwig Ettmüller (1802-1877), einem der ersten „studierten“ Germanisten, unterzeichnet. Aber auch Jacob Grimm, den Vater der Germanistik, ersuchte man um Rat, den Grimm in einem Brief an Keller bereitwillig erteilte: „... Schmellers anordnung ist zwar an sich leicht und durch den beigegebenen index vollends bequem geworden, doch habe ich nichts gegen die reinalphabetische wortfolge. Benekes wb. macht sich jetzt, ohne solch einen index, in der that unbequem. unser weitaussehendes nhd. wörterbuch stellen wir natürlich streng alphabetisch auf. ... auch die grenze bis 1300 zurück scheint mir wol überlegt. ... Sicher ist es an der rechten zeit mit solch einem unternehmen. gelingt es und gewährt ihm die gesamte deutsche Schweiz unterstützung, so braucht nicht erst gesagt zu werden, wie sehr es gemacht ist, eintracht und vaterländischen sinn zu stärken und zu wecken<sup>13</sup>.“

Die Gesellschaft hatte sich bereits nach einem Verleger umgesehen. Ein Bearbeiter, der die Sache tatkräftig an die Hand genommen hätte, fehlte ihr aber noch, und auch jene Zeit des Unfriedens zwischen den Eidgenossen war einem gesamtschweizerischen Werke ungünstig. Es kann deshalb nicht überraschen, daß der Anlauf von 1845 ohne Folgen blieb.

1862 erschien ein neuer „Aufruf betreffend Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs“. An seinem Ursprung stand wiederum die Antiquarische Gesellschaft, auch wenn sie diesmal nicht unterzeichnete. Schon der Tenor des neuen Aufrufs spiegelt die Umwälzungen der vergangenen siebzehn Jahre, er spricht nicht mehr von der Möglichkeit gewisser Verluste für die Mundart, sondern beschwört mit hehrem Pathos ihren sichern Untergang. Das Dokument atmet eine patriotische Begeisterung, die dem nüchternen ersten Aufruf völlig abgeht; sein Stil verrät den Mann, der zur „Seele des Unternehmens<sup>14</sup>“ werden sollte: Friedrich Staub (1826-1896).

# Aufruf

betreffend

## Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs.

Es ist eine ebenso unlängbare als wehmüthig stimmende Thatsache, über welche wohl schon Jeder von uns sich Gedanken zu machen Veranlassung hatte, daß unsere nationalen Eigenthümlichkeiten, auf die wir uns so gerne und mit Recht Etwas zu Gute thaten, eine nach der andern abdröckeln und dem gleichmachenden und verfließenden Zuge der Zeit anheimzufallen.

Unendlich rascher und verderblicher, aber ebenso unwiederbringlich wie am Gestein unserer Gebirge nagt ihr Zahn an unserem idealen Eigen. Dahin schwinden heimische Sitten und mit ihnen heimischer Sinn, die alten Bräuche und mit ihnen altübergeblicher Glaube; es wollen die Trachten und die treue Anhänglichkeit an die Art der Altvordern aufhören, unsere Auszeichnung zu sein. Aber auf keinem Boden schleicht das Verderbniß so heimlich und darum so sicher, wie auf dem unserer Mundarten. Bedenke sich nur Jeder, wie er selber noch in seiner Jugend gesprochen, und hört vollends das Großkind auf die Ausbrüche und die Aussprache des Nechis und der Alpe, der Städler auf den Landmann, der Thalbewohner auf den vom Berge, so fragen wir uns: Wo soll das hinaus? Wollen auch wir die Kraft und Frische des uralten Landes dahingeben an eine Rede, welche als eine Veräußerung der angeborenen Zunge mit einer angelesenen Denkart, selbst dem Ohre wech thut? Kann und darf auch bei uns wie in Hüftenland die Zeit kommen, wo die Rede Bürger von Bürger scheidet? Dann werden wir uns wohl nicht mehr besingen als ein „einig Volk von Brüdern“, dann wird die Republik im besten Falle noch als ein hohler Klang bestehen.

Wir sind weit entfernt, den Segen einer einheitlichen Sprache, eines Gemeingutes sämtlicher deutschen Völkerschaften, gering zu schätzen; auch beugen wir uns ohne Rückhalt vor der Ueberlegenheit der jetzigen deutschen Schriftsprache, als des vollkommensten Werkzeuges zum freien und adäquaten Ausdrucke deutschen Wissens und Fühlens; keruht ja auf diesen beiden Grundlagen das ganze Gebäude deutscher Literatur seit 4 Jahrhunderten, und steht die deutsche Kultur in Wechselwirkung mit der deutschen Schriftsprache. Allein das hindert uns nicht, unserer angekommenen Sprechweise neben dem Hochdeutschen eine hohe Bedeutung für die Nation aus politischen, für die Sprache aus wissenschaftlichen Gründen beizumessen, und den Vorwurf, als sei sie niedrig und roth, entschieden zurückzuweisen. Unsere Sprache, das sind wir selber, und wer wollte sagen, es sei ein rothes Volk, das auf den Zinnen Europas wohnt! Mit unserer eigenthümlichen Sprache aber würden wir unsere schweizerische Denkart aufgeben, würden aufhören, wir selber zu sein. So lange wir unsere Sprache festhalten, so lange hält die Sprache uns als eine Nation zusammen, und schützt unsere Individualität besser als der Rhein.

„Die Urthümlichkeit und Reinheit der Sprache ist das Zeugniß eines festen, unverfälschten Volksscharakters; einem gesunkenen Volk ist, wie seine Ehre, auch seine Sprache gleichgültig, und die Gesunkenen der Nation werden dem zerstückenden Fremden zuerst und am Meisten huldigen.“

Bedeutungsvoll sagt Grimm von der Schweizer Sprache: „Sie ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt.“

Und doch hören wir etwa von der Heimat eigenen Söhnen ihre fernige aber anspruchlose Mitgift geringschätzen, in eitter Verblendung vor dem Glänzenden weil Fremden und aus grobem Unverstand. Der Oberflächlichkeit und Halbgebildung

Der Lehrer und Erzieher Friedrich (Fritz) Staub hielt am 15. Februar 1862 vor der Antiquarischen Gesellschaft einen Vortrag „Über den Dialekt und seine Berechtigung“<sup>15</sup>. Staub wandte sich dabei

-[16] **Antiquarische  
Gesellschaft.**

Heute Abend 6½ Uhr Vortrag von Hrn. Friedrich Staub.  
Vorweisungen.

gegen „das herbe Vorurtheil, welches in weiten Kreisen über unser Schweizerländchen gilt, als sei es ein Herd der Auflösung aller rechtlichen Institutionen, als sei bei uns in dem langen Genuß zügelloser Freiheit mit den letzten Spuren von Gesetz und Sitte aufgeräumt worden“<sup>16</sup>. Dieses Vorurteil unsern demokratischen Zuständen gegenüber treffe besonders schwer auch unsere Mundarten. Gegen den Vorwurf der sprachlichen Auflösung könnten aber vor allem zwei Argumente ins Feld geführt werden, nämlich die hohe Altertümlichkeit bestimmter mundartlicher Erscheinungen und die Tatsache, daß es auch in den Mundarten, denen selbst Jacob Grimm „Rohheit und Verwilderung“ nachgesagt hatte<sup>17</sup>, „Lautgesetze“ gibt, wie sie beim Vergleich altehrwürdiger schriftlicher Sprachdenkmäler gefunden werden können.

Der wissenschaftliche Teil von Staubs Vortrag ist nicht erhalten; vielleicht sprach er über jene schweizerdeutsche Lautentwicklung, die etwa von *Zins* zu *Zey*s geführt hat und der er später eine umfangreiche Abhandlung gewidmet hat; sie ist heute noch als „Staub-sches Gesetz“ bekannt. In solcher Regelmäßigkeit erblickte Staub den „wissenschaftlichen Gehalt der Volkssprache“<sup>18</sup>; durch den Nachweis dieses „Gehalts“ wollte er das Interesse des Philologen auf die Mundart lenken und dem gebildeten Laien das Staunen vor dem Wunder der Sprache beibringen: „Auch im Kleinen ist Größe und wirkt die selbe Macht geheimnisvoll und wunderbar, welche wir in den edleren Sprachen der Kulturvölker anzustaunen gelehrt werden“<sup>19</sup>.



Friedrich Staub (1826-1896)

Das Wort „Idiotikon“ ließ Staub in seinem Vortrag nicht fallen; er sagte aber doch recht deutlich, welche Hoffnungen er auf die Antiquarische Gesellschaft in dieser Beziehung setzte, nämlich, „sie werde sich einmal, und zwar derweilen es noch Tag ist zum ersten, zum leitenden Mittelpunkt der Bestrebungen machen, welche dem physischen Untergange der vaterländischen Dialekte durch Sammlung und wissenschaftliche Verwerthung den Stachel nehmen wollen<sup>20</sup>“.

Staubs Hoffnung erfüllte sich schneller als erwartet: Sein „Vortrag veranlaßte eine längere Diskussion, in der man sich immer mehr für die Würde des Dialektes begeisterte<sup>20a</sup>“; noch am selben Abend beschloß die Antiquarische Gesellschaft, ihren Versuch von 1845 zu wiederholen, und bestellte eine organisatorische Kommission zur Ausführung des Plans; selbstverständlich wurde Staub in die Kommission gewählt, der neben ihm noch weitere vier Mitglieder angehörten: der angesehene Indogermanist Heinrich Schweizer-Sidler (1815-1894), der aus alter Ratsfamilie stammende Historiker und Politiker Georg von Wyß (1816-1893), der Altphilologe Salomon Vögelin (1804-1880) und der spätere Kantonsschulrektor Konrad Thommen (1829-1905). Schon am 7. März trafen sich die fünf zu ihrer ersten Sitzung, an der man sich grundsätzlich für ein gesamtschweizerdeutsches, nicht bloß für ein zürichdeutsches Wörterbuch entschied und die Grundlinien seiner Gestaltung bereits recht konkret skizzierte.

Die Kommission sollte dem Unternehmen in erster Linie wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Rückhalt verleihen. Es war von vornherein „ganz selbstverständlich<sup>21</sup>“, daß Staub die praktische Arbeit leisten würde, mit heiliger Begeisterung und solider Wissenschaftlichkeit, trotz abgebrochenem Philologiestudium — und tatsächlich ging das „fleißige Mitglied des hiesigen Männerturnvereins<sup>22</sup>“ mit Energie an seine Aufgabe, aber auch mit einer angeborenen Lebenswürdigkeit, die ihm den Zugang zu Gewährspersonen und den Umgang mit Korrespondenten erleichterte. Überdies war Staub vermögend genug, sich diese unbezahlte Hauptbeschäftigung samt der dazu nötigen Bibliothek leisten zu können.

Zuerst mußte versucht werden, das rein zürcherische Unternehmen auf eine breitere Grundlage zu stellen. Zu diesem Zwecke rief die





Zürich, 20. März 1863.

Tit.

Auf den von mehreren Seiten lebhaft geäußerten Wunsch hat der Ausschuss für das schweizerdeutsche Wörterbuch beschlossen, eine Zusammenkunft des für dasselbe gebildeten Vereines zu veranstalten, in welcher über das bisher Geschehene Bericht erstattet und der weitere Gang der Arbeit besprochen werden soll.

Demgemäss habe ich die Ehre, Sie zu derselben angelegentlichst einzuladen.

Die Versammlung soll am nächsten **Osterdienstage, 7. April**, in **Olten** stattfinden, woselbst die Verhandlungen Vormittags 8 $\frac{1}{2}$  Uhr — im Gasthofs zum Halbmonde in Stadt-Olten — beginnen werden. Die gegenwärtige Einrichtung der Bahnzüge nöthigt den Ausschuss, eine so frühe Stunde anzusetzen, wenn überhaupt zu Verhandlungen an einem Tage Zeit bleiben soll.

Ausser den Vereinsmitgliedern, die sich bereits an der Arbeit betheiligt, oder ihre Mitwirkung zugesagt haben, wird aber auch jeder andere Freund des Unternehmens willkommen sein und Sie sind gebeten, in diesem Sinne auch im Kreise Ihrer Bekannten von gegenwärtiger Einladung Gebrauch machen zu wollen.

In der angenehmen Erwartung, Sie in Olten persönlich begrüssen zu können, zeichnet hochachtungsvoll

Im Namen des Ausschusses:  
G. v. Wyss, Prof.

Einladung zur Oltener Versammlung von 1863. Die Eisenbahn, in den Augen der Zeitgenossen der große Mundartfeind, bestimmte die Wahl des Tagungsortes und der Tagungszeit der Mundartfreunde.

Kommission auf den 15. Juni des gleichen Jahres eine Versammlung ins Zürcher Restaurant „Künstlergüetli“ zusammen, an der rund vierzig Mundartliebhaber aus der ganzen Deutschschweiz teilnahmen. Die Versammlung gründete einen „Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch“, die bestehende Kommission wurde zu dessen „Leitendem Ausschuß“. Noch am Gründungstage des neuen Vereins erließ der Ausschuß jenen von Friedrich Staub vorbereiteten zweiten Aufruf. Am 7. April 1863 trat der Verein noch einmal in Olten zusammen, um endgültig festzulegen, „was und wie gesammelt werden soll“<sup>23</sup> — dann schloß diese Körperschaft ein. Die kantonalen Komitees, die nach Staubs Vorstellungen in ihrem Gebiet die Sammlung selbständig hätten organisieren sollen, kamen überhaupt nie zustande. Beide „Fehlschläge“ vermochten dem Unternehmen nicht wirklich zu schaden. Der Verein war nicht in erster Linie als juristischer Träger des Werks gedacht, sondern als eine Vereinigung der Gewähns- und Verbindungsmänner in den Kantonen, als Dachorganisation der nicht zustande gekommenen Kantonalkomitees. Die Mitarbeit der Gewährsleute blieb dem Wörterbuch aber auf privater Grundlage erhalten, und diese persönliche und direkte Verbindung zwischen der Redaktion und „unorganisierten“ Auskunftspersonen im ganzen Land hat sich bis heute bewährt.

Nach kurzer Zeit war somit das Unternehmen wieder auf den Leitenden Ausschuß und die Redaktion reduziert, die damals aus Friedrich Staub allein bestand. Diese wirkungsvolle Zweigliedrigkeit hat sich im wesentlichen bis heute erhalten, auch wenn sich die Verhältnisse im einzelnen geändert haben. Das Konzept stellt der wissenschaftspolitischen Erfahrung der damals führenden Leute der Antiquarischen Gesellschaft ein gutes Zeugnis aus.

# Material und Materialsammlung

„... unter Beihülfe aus allen Kreisen des  
Schweizervolkes ...“ Titelblatt des Idiotikons

Der Aufruf von 1862 war ideologisches Manifest: An Patriotismus und Gelehrsamkeit appellierend, sollte er Begeisterung für das Werk entfachen. Er wurde an die Presse versandt und der Lehrerschaft und der Geistlichkeit im ganzen Land zugestellt, teilweise sogar über kantonale und kirchliche Behörden. Lokale Korrespondenten der Zürcher Initianten gaben ihn an Bekannte weiter und warben in der lokalen Presse für das vaterländische Unternehmen. Auf diese Weise hoffte man, dem Werk in allen Landesteilen eine genügende Anzahl unentgeltlich arbeitender Sammler zu finden.

Mit patriotischem Sammeleifer allein ist kein wissenschaftliches Werk zu schaffen. Deshalb ließ Staub gleichzeitig mit dem Aufruf auch eine nüchterne Sammelanleitung verbreiten, die neben Bemerkungen zur Schreibung, zu den notwendigen grammatikalischen Angaben und zur Bedeutungsdefinition vor allem Ratschläge enthielt, wie beim Sammeln vorgegangen werden könnte<sup>24</sup>. So wurde etwa empfohlen, „irgend ein Wörterbuch zur Hand“ zu nehmen und „die Umsetzung in die Mundart“ zu versuchen, oder aber systematisch „die zu gewissen Lebensgebieten gehörenden Ausdrücke zu erschöpfen“. Zu diesem Zweck wurde in Anlehnung an Karl Weinholds Arbeit *Über deutsche Dialektforschung* (1853) eine Art „Checkliste“ vorgeschlagen, die mit dem umfangreichen Abschnitt „Der Mensch von der Wiege bis zum Grabe“ beginnt und mit den Naturerscheinungen und der Zeit endet. Schließlich aber stellt das Merkblatt fest: „Mehr als alle Schemata aber dürfte der Rath eintragen, allezeit den Bleistift mit sich zu führen und fleißig zu handhaben.“ Im Jahr darauf wurde das Merkblatt durch den Druck einer Reihe mustergültig ausgefüllter Zettel konkretisiert.

Die für Staub moralisch bedeutsamste und in jener Frühzeit auch praktisch wichtigste Antwort auf den Aufruf erreichte ihn aus Luzern: Die dortige Bürgerbibliothek überließ ihm Stalders Manuskript zur nie gedruckten zweiten Auflage seines *Idiotikons*. Stalder hatte nämlich die beiden „gewaltigen Folianten<sup>25</sup>“ der Bibliothek mit der Auflage vermacht, sie einem spätern Forscher zur Verfügung zu stellen. Daß Staub auf diese Weise sozusagen offiziell zum Nachfolger des verehrten Dekans ernannt worden war, bedeutete für den traditionsbewußten Zürcher mehr als bloß ein unschätzbare linguistisches Anfangskapital. Noch 1869 nennt er sein Werk *Stalder redivivus*<sup>26</sup>, den „wiederbelebten Stalder“, und er scheint tatsächlich vorerst geglaubt zu haben, seine eigene Arbeit würde sich im wesentlichen in der Ergänzung und Bearbeitung der Stalderschen Sammlung erschöpfen.

Aber auch sonst war dem Aufruf ein unerwarteter Erfolg beschieden. Zahlreiche Personen und Institutionen folgten dem Luzerner Beispiel und stellten dem Redaktor ältere dialektologische Aufzeichnungen zur Verfügung, von denen einige ohne den Aufruf wohl nie zum Vorschein gekommen wären.

Noch erfreulicher war, daß der Aufruf viele zu eigener Sammeltätigkeit zu begeistern vermochte: Um 1880 konnte Staub berichten, daß ihm bis dahin gegen vierhundert „vom gleichen Geiste erfaßte Genossen . . . freudig und selbstlos in die Hände<sup>27</sup>“ gearbeitet hätten.

Natürlich waren die Beiträge, die Staub in seinen Rechenschaftsberichten mit psychologischem Geschick samt und sonders liebenswürdig verdankte, nicht alle von gleichem Wert. So sandte etwa ein Lehrer Müller aus Kriens „12 Quartseiten mit nackten Idiotismen ohne alle Erläuterung<sup>28</sup>“, während Kaplan Jakob Matthys (1802-1866) aus Dallenwil mit einem Nidwaldner Wörterbuch von 611 Seiten und einer Grammatik von 90 Seiten aufwartete, mit dem „umfangreichsten Beitrag aus dem ganzen Schweizer Vaterlande . . . , einem Tischleindeck-dich, . . . unseres Herzens kühnsten Gelüste sättigend<sup>29</sup>“. Auch anderswo entstanden als Vorarbeiten regionale Wörterbücher, von denen einige sogar selbständig gedruckt wurden.

Nicht bloß Umfang und Qualität der Einsendungen, auch die geographische Abdeckung des Sprachgebiets war unterschiedlich. Gerade aus den Gebirgskantonen mit ihren eigenständigen und schwierigen Mundarten wollte sich kaum jemand zur Mitarbeit bereitfinden; so waren Uri, Schwyz, Freiburg und Teile des Wallis lange Zeit nur spärlich vertreten. Aber selbst Solothurn, Schaffhausen und der Thurgau machten Staub Sorgen, und in andern Kantonen klafften große Lücken. In manchen Fällen machte sich Staub selber auf den Weg, um „an Ort und Stelle das Ohr an die eigentümliche Lautgebung zu legen“<sup>30</sup> — nicht immer mit Erfolg: „Da hieß es, als wir in Nuolen angelangt nach dem Wege zum Pfarrhofs fragten, der <Her> sei eben <verreist>; die Ausbeute unserer Expedition war dieser einzelne Märchler Tropus, denn freilich trafen wir den Pfarrherrn in seiner Wohnung, aber als Leiche“<sup>31</sup>.“ Nicht immer war die „Ausbeute“ so makaber, aber meist forderte sie dem „ausgezeichneten Fußgänger“<sup>32</sup> Staub respektable Leistungen ab, so etwa wenn er auf morgens vier Uhr zur „Audienz“ auf ein Walliser Maiensäß aufgeboten wurde<sup>33</sup>. Jahrelang verbrachte Staub seine Ferien immer wieder in einer andern Gegend, vorzugsweise in den „abgelegensten Hochthälern“<sup>34</sup>, um Materiallücken zu schließen und sich praktische Vertrautheit mit schwierigen Idiomen zu erwerben.

Im großen ganzen stieß Staub trotz unvermeidlichen Enttäuschungen auf eine breite und wohlwollende Mitarbeit, besonders unter Lehrern und Pfarrern. Aber auch Bauern sandten ihm Beiträge, und die Einwohner von Bosco/Gurin schickten ihm ihr gesamtes Gemeindearchiv nach Zürich, bis „sie es wieder nötig hatten — zu einem Prozesse mit den Nachbarn“<sup>35</sup>.

Um möglichst viel Wortmaterial im Satzzusammenhang zu gewinnen, begann Staub frühzeitig, auch die Mundartliteratur und die „unglaublich zahlreichen Proben der Mundarten“<sup>36</sup> in zerstreuten Publikationen heranzuziehen. Umgekehrt förderte der Aufruf die Produktion mundartlicher Literatur, da sich da und dort ein schreibgewandter Mundartfreund angestachelt fühlte, statt der „nackten Idiotismen“ selbstverfaßte Anekdoten, Gedichte oder Erzählungen zu liefern, die dann nicht selten mit dem Untertitel „Ein Beitrag zum

schweizerdeutschen Idiotikon“ gedruckt erschienen. Das noch heute am besten bekannte Beispiel dürften Jakob Senns *Chelläländer Schtüekli* von 1864 sein.

Sowohl die direkten wie die literarischen Beiträge dokumentierten die damals *lebende Mundart*, auch wenn manche der mitgeteilten Wörter schon um 1860 am Aussterben waren; gerade auf diese Raritäten hatte ja der Aufruf besonderes Gewicht gelegt. Aber schon Kellers Plan von 1845 hatte vorgesehen, auch die *ältere Sprache* bis 1300 zurück aufzunehmen und so den Anschluß an das große mittelhochdeutsche Wörterbuch in Beneckes Nachlaß zu schaffen. Während Historiker und Philologen ein praktisches Interesse an der Aufarbeitung der ältern Sprache hatten, konnten sich die Sprachwissenschaftler damals ein wissenschaftliches Werk ohne historische Tiefe nicht vorstellen: Die Sprachwissenschaft verstand sich vorwiegend als historische Wissenschaft. Die Sammlung des ältern Wortschatzes ist aber eine mühselige Schreibtischarbeit, die Staub niemandem richtig zumuten mochte, um die Kräfte nicht von der vordringlichen Sammlung der lebenden Mundart abzuhalten; zudem fürchtete er die Materialmassen. Trotzdem versuchte er immer wieder, Geschichts- und Literaturkenner zu gewinnen, die ihm entweder aus den Handschriften der Archive Auszüge verschaffen oder gedruckte Quellen und die ältere schweizerische Literatur ausziehen („exzerpieren“) würden. Aber erst 1874 wagte man die Sammlung der ältern Sprache richtig in Gang zu setzen, als öffentliche Subventionen den Einsatz von Hilfskräften zur Verarbeitung der zu erwartenden Papierfluten ermöglichten.

Allmählich kam so ein „fast unübersehbarer Schatz von Beiträgen<sup>37</sup>“ zusammen. Doch die Schatzgräberei in diesen „aufgespeicherten Papierhaufen<sup>38</sup>“ war mehr als mühsam. Staub verwünschte später oft, daß er es nicht von Anfang an gewagt hatte, jedes Wort auf einem separaten Zettel zu verlangen; nun mußte er einen Wust ungeordneter Listen, von denen manche kaum mit der Lupe zu lesen waren, selber verzetteln. Obwohl ihn dabei, wie auch bei den eigenen Exzerpierarbeiten, seit 1867 eine „Büreauehülfn“ unterstützte, strapazierte die unfruchtbare Fron nicht nur seine „patriotische Opferfreudigkeit und wissenschaftliche Begeisterung<sup>39</sup>“, sondern auch seine und seiner



Gehülfinnen Augen über Gebühr. Unter begreiflichen Seufzern entstand so eine Zettelsammlung, die 1880 eine runde Million Zettel aus zerschnittenem Abfallpapier aller Farben und Formate umfaßte: Frucht einer wenig ansprechenden Arbeit, aber noch heute der Grundstock des Werkes.

Für das geplante Wörterbuch war die mühselige Materialaufbereitung selbstverständlich eine absolute Notwendigkeit; sie trug aber auch für Staub persönlich ihre Früchte: Durch die scheinbar rein mechanische Arbeit wurde er mit dem Material vertraut wie kein Redaktor mehr nach ihm, er verdankte ihr recht eigentlich seine dialektologische Ausbildung. Als erstes Resultat der Sammlung und zugleich als weitem Ansporn veröffentlichte er 1868 unter dem Titel *Das Brot im Spiegel schweizerischer Volkssprache und Sitte — aus den Papieren des Schweizerischen Idiotikons* eine umfangreiche Schrift, die ihm zusammen mit seinen Verdiensten um das Wörterbuch im selben Jahre den Doktorgrad honoris causa von der Universität Zürich eintrug.

In jenen ersten Jahren des Unternehmens verstand sich Staub dermaßen als bloßen Sachwalter des *Stalder redivivus*, daß dadurch sogar die praktische Arbeit der Materialaufbereitung beeinflußt wurde. Er schrieb nämlich als eine der ersten Arbeiten Stalders Folianten Wort für Wort auf einen besonderen Bogen aus; die neu entstehenden Zettel sollten dann am entsprechenden Ort eingeklebt werden. Dieses „Gerüste . . . , um welches sich alles neu hinzukommende Material einfach anlegt“<sup>40</sup>, wie Staub hoffte, wurde aber bald durch die Zettelflut vollständig überschwemmt; man mußte auf Zettelkästen umstellen, auch wenn dies aus Geldmangel bloß zweckentfremdete Behältnisse profanen Ursprungs sein konnten. Als man 1876 die Stichwortkartons fertiggestellt hatte, verfügte man mit dieser Kartei über ein „Fachwerk“, das zwar seither kräftig ausgebaut und vor allem mit Unmengen neuer Zettel angefüllt wurde, das aber noch heute samt jenen ehrwürdigen Leitkarten und Havannakistchen seinen Dienst erfüllt. Herkunft und Zusammensetzung des Materials dieser gewaltigen Sammlung sind in der Übersicht auf Seite 34 nochmals zusammenfassend dargestellt.



Vater.

Ja ja, mä fäget d' Stäge - n - i der Stadt.

Mutter.

Sä fäged f', minetwege! 's ist mer glich.

Anneli.

Do bi - n - ih wieder zu - n - 're Thüre cho,  
Die hät halt glikeret, bim Hebet! schier  
Wie 's Annereglis Badedrucke dört,  
En Drüffel dra, ganz guldi ist er gsi.  
Ih chlopfe - n - auh und hä mer wäger gfürcht;  
Do macht's dänn öppe drü Mol: di di di.  
Bald anne goht dänn ebe Thüre - n - uf.  
Do ist dänn emäl auh e Zumpfer cho,  
Ih hä mi Lebetag fei süb'ri gseh;  
Kei Chappe - n - uff, und dänn zwee Chrüffel hät  
Sie gha dozue, wie groß groß Chrätte, gsehst!  
Und dänn do dure chum rüehrchüfels dick;  
Halt ebig, ebig mager ist sie gsi.

Mutter.

Sie wird doch öppe - n - auh gnueg z'esse ha?  
Di Gotte - n - ist jo gwüß zum Wunder rich.

Anneli.

Ih weusch' re 's Zit, und sie mir do grad auh.  
Es hät mi dänn zum Wunder spässig dunkt;  
Sie hät dänn neime nüd gsait: „Danki Gott!“  
Do lachtet sie, nu ase rein, nüd so  
Wie mir do, „ho ho ho hä hä hä hee;“  
Nei ase wie - n - e Pfüe, hi hi hi —“  
Und sait: „Wohär sind ihr?“ Do dreh mi um;  
Ih hä gwüß gemeint de Hans fei öppe cho,  
Und säge - n - : „Ih bi nu allei; de Hans  
Hät gsait, er chömm am Dünnstig dänn fürzue.  
Und säg ere wohar und wem ih fei;  
Ih ghöri 's Chuerettlis i Storchenegg.

Stutz Gem. II<sup>2</sup> 130

( > Do bi-n-ih wieder zu-n-'re  
Thüre cho, | Die hät halt glitzeret, ...  
schieß | wie <sup>15</sup> Annereglis Bachebrücke ✓  
dört, | En <sup>XII/1839</sup> Drückel dra, ganz guldi is  
er gsi.)<sup>c</sup>  
(Türe an einem Stadthaus)

Auch „Exzerpte“ aus der Mundartliteratur bieten Belege für die *lebende Mundart*. Der Zettel zeigt übrigens, daß auch in neuester Zeit ständig weiter exzerpiert wird.

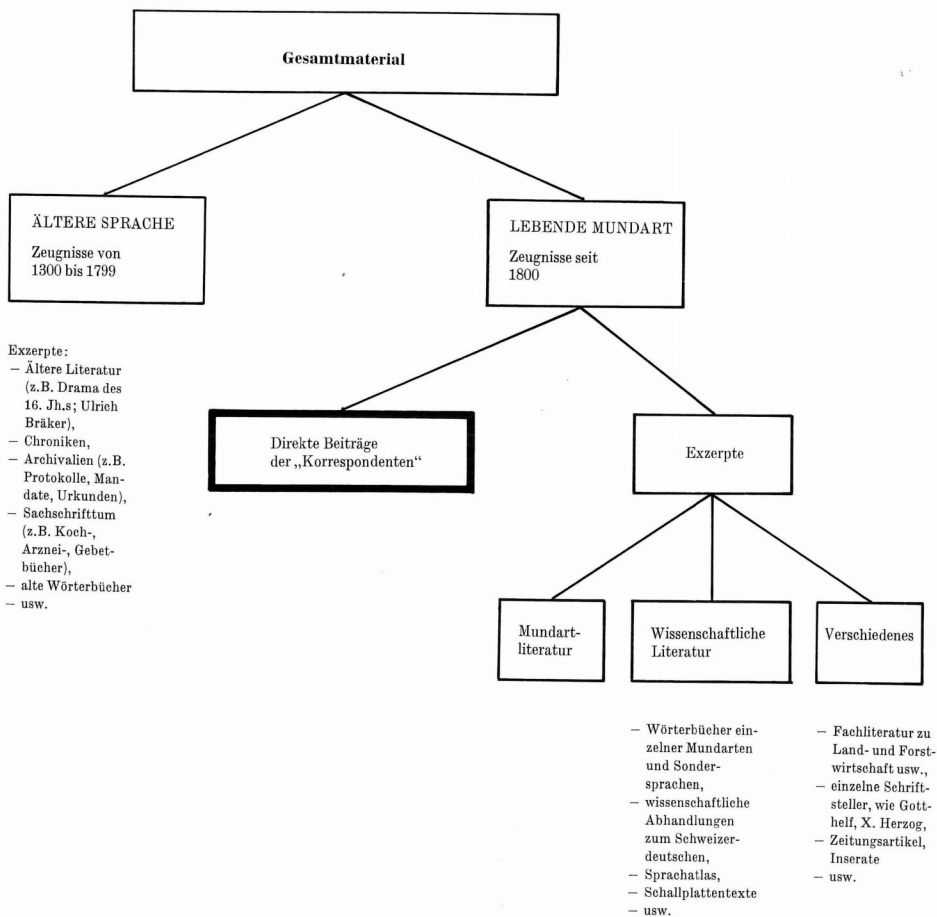
Der Artikel *Drückel*, für den die hier gezeigten Zettel (neben vielen andern) die Grundlage bilden, erschien 1979 in der 180. Lieferung und ist auf Seite 58 dieser Schrift abgedruckt.

-5692-

### Raucher

können sich um das schweizerische Sbiotikon verdient machen durch Ablieferung leerer Zigarrenschachteln, welche an der Stirnseite wenigstens 6—7 Zoll breit sind. Solche werden mit Dank angenommen in der Hochschule, Zimmer XV.

Über ein Inserat im *Tagblatt der Stadt Zürich* mußten 1873 die Redaktoren, die seit jeher am Arbeitsplatz auf Tabakgenuß verzichteten, die Raucher um ganz spezifische „Beihülfe“ ersuchen.



# Vom Zettelkasten zum Wörterbuch

„... eine höchst zeitgemäße und verdienstliche Arbeit ...“ Aufruf 1862

Im Mai 1873 wurde Dr. Ludwig Tobler (1827-1895), bisher außerordentlicher Professor für allgemeine Sprachwissenschaft und germanische Philologie an der Universität Bern, als Extraordinarius für germanische Philologie an die Universität seiner Vaterstadt Zürich berufen. Tobler hatte sich seit den Anfängen am Werk seines Jugendfreundes Staub beteiligt, indem er selber Wörter sammelte und andere zum Sammeln anregte. Vor allem hatte er an jener Oltener Konferenz von 1863 ganz präzise Vorstellungen über den Inhalt und die Bearbeitungsprinzipien des geplanten Wörterbuchs vorgetragen. Seine Rückkehr nach Zürich ließ den Wunsch aufkommen, ihn vollends für das Idiotikon zu gewinnen, denn inzwischen war klar geworden, daß das gesammelte Material von einem einzigen nicht mehr zu bewältigen war.

Tobler war arm, seine Entlohnung als Extraordinarius mager. Er konnte es sich nicht leisten, seine halbe Arbeitskraft wie Staub ohne Entgelt für das Wörterbuch einzusetzen. Der Leitende Ausschuß, welcher „seit 10 Jahren so zu sagen Nichts gethan“<sup>41</sup> hatte, fiel angesichts dieser Situation „in etwas wie einen schwachen Trott“<sup>42</sup> und richtete ein neues, wohl begründetes Subventionsgesuch an den Bund und die deutschsprachigen Kantone.

Die Finanzgeschichte des Idiotikons ist und braucht ein Kapitel für sich. Hier genügt es, zu wissen, daß Bund und Kantone erstmals für 1874 Subventionen sprachen; dies bedeutete einen Wendepunkt in der innern und äußern Geschichte des Idiotikons. Das Werk hatte damit, wie Staub sich einmal ausdrückte, „seine Jungfräulichkeit



Ludwig Tobler (1827-1895)

preisgegeben<sup>43</sup>: Die öffentlichen Gelder mußten vorschriftsgemäß verwaltet und verantwortet werden, und die Öffentlichkeit hatte nun Anrecht auf etwas Handgreiflicheres als auf sporadische Verdankungen eingegangenen Materials.

1874 erhielt das Unternehmen deshalb seine ersten Statuten; man rief zur systematischen Sammlung der ältern Sprache auf, man veröffentlichte einen „Plan des schweizerischen Idiotikons“ im ersten „reglementarischen Jahresbericht<sup>44</sup>“ und ein zwanzigseitiges Heft mit einigen ausgearbeiteten Probeartikeln, um „zunächst den h. Behörden, welche unserm Werk ihre Unterstützung zugesagt haben, sodann auch den Privaten, deren Hülfe und Theilnahme wir bedürfen, einen vorläufigen Begriff von Inhalt und Form des Idiotikons zu geben<sup>45</sup>“.

Die Subventionierung hatte somit vieles in Bewegung gebracht, ihre wichtigste Folge war aber die Anstellung Ludwig Toblers. Es war gut, daß er zu einem Zeitpunkt in die Redaktion eintreten konnte, als der Stand der Verzettelung bereits eine gewisse Übersicht ermöglichte. Denn obwohl sich Tobler auch als Sammler bewährt hatte, war er alles andere als ein Stoffhuber; er war in erster Linie Sprachphilosoph, dem die Sprache dazu diente, „Einsicht in die Werkstatt des schaffenden Menschengestes zu gewinnen<sup>46</sup>“; an der Wörterbucharbeit interessierte ihn nicht das Sammeln, sondern die Erforschung der Bedeutungsentwicklung. Es war deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit ihm zu verdanken, daß bereits ein Jahr nach seinem Eintritt in die Redaktion jene Probeartikel vorgelegt werden konnten, ganz abgesehen davon, daß die intellektuelle Autorität des Freundes dem allzu bescheidenen Staub den Rücken stärkte und ihn zu neuen Taten ermutigte.

Tobler hatte seine Oltener Vorschläge von 1863 „unmaßgebliche Gedanken über die Methode des schweizerischen Wörterbuchs<sup>47</sup>“ genannt — sie sollten in der Folge das Werk bis in unsere Tage maßgeblich prägen. Schon damals hatte Tobler gefordert, daß „im Ganzen höheres Gewicht [als auf Laute und Formen] auf Sammlung, Angabe und gehörige Entwicklung der *Bedeutungen* aller einzelnen Wörter und ihrer phraseologischen Verbindungen gelegt werden [sollte]. Zur

„Bedeutung“ zählen wir aber auch eine Reihe bisher allzusehr vernachlässigter *syntactischer* Erscheinungen in Congruenz, Rection, Wortstellung, eigenthümlichem Gebrauch von Pronomina und Präpositionen, endlich das Vorherrschen gewisser Triebe in der Wortbildung (besonders beliebte Ableitungssyllben und Zusammensetzungen)“. Der Ruhm des Werkes beruht noch heute vor allem darauf, daß die Bearbeiter sich immer bemüht haben, Toblers Vorstellungen zu verwirklichen, „den Wortinhalt allseitig auszuleuchten . . . bis in die Phraseologie hinein, und die verschiedenen Gebrauchssphären . . . hervortreten zu lassen<sup>48</sup>“.

1873 allerdings bestand das Wörterbuch noch aus rohen Zetteln. Das Augenmerk der Redaktoren mußte sich nun dringend auf die Erarbeitung von Artikeln richten; dies entsprach nicht bloß ihrem eigenen Wunsch, sondern war auch zur politischen Notwendigkeit geworden. Bevor man aber mit voller Kraft an diese Aufgabe gehen konnte, waren zahllose Probleme zu lösen, von denen im folgenden nur die wichtigsten angedeutet werden können.

In erster Linie mußte man sich endgültig darüber klar werden, welche Wörter ins Werk aufzunehmen waren. Das gelehrte Wort *Idiotikon* bedeutet ja „ein Protokoll sprachlicher Eigenthümlichkeiten eines Volkes oder Volkstheiles<sup>49</sup>“, ein *Idiotikon* umfaßt in der Regel nur jene Ausdrücke, die zumindest der Schriftsprache fremd sind; oft verzeichnen *Idiotika* bloß „eigenthümliche“ im Sinne von „seltsamen“ Wörtern, nie geben sie die Gesamtheit aller Wörter, die in einer Mundart geläufig sind.

Staub und Tobler anerkannten für ihr Werk das Prinzip des *Idiotikons*, sie waren aber gewillt, den Begriff weit auszulegen. Auch in dieser Beziehung sind Toblers „Gedanken“ vielfach wegweisend geblieben; darin erweist sich seine „hohe Bedeutung für das *Idiotikon*“, von der Staub nach dem Tode des Freundes sprach<sup>50</sup>. Die Auswahlkriterien, welche die beiden Redaktoren 1874 in ihrem „Plan“ formulierten, sind 1881 zum großen Teil wörtlich in das Vorwort der ersten Lieferung übernommen worden<sup>51</sup>:

1. „Das vorliegende Idiotikon beschränkt sich auf das Gebiet der deutschen Schweiz und ihrer Kolonien im Süden des Kantons Wallis . . .“.

Stillschweigend ausgeschlossen ist die bairische Mundart des Samnauns<sup>52</sup>.

2. „Die ältere schweizerdeutsche Literatur wurde ebenfalls in den Bereich dieses Wörterbuchs gezogen.“

Die vage Formulierung ersetzt die noch unbestimmtere des Plans von 1874: „Das Maß und die Art der Aufnahme [des gesammelten älteren Wortschatzes] ist später zu bestimmen.“ Dahinter steckt eine auch später wieder aufbrechende Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Redaktoren. Staub konnte sich den präziseren, aber einschränkenderen Vorstellungen nicht anschließen, die Tobler in seinen „Gedanken“ von 1863 formuliert hatte: *„Ebenso soll der Wortschatz der ältern Literatur zwar schon im Wörterbuch zugezogen werden, wo er zur Erklärung des heutigen nötig ist, oder in demselben fortlebt, außerdem aber . . . für eine besondere Sammlung . . . bestimmt werden.“* Staub hielt am Plan Kellers aus den vierziger Jahren fest, der die ältere Sprache bis 1300 zurück ohne Einschränkung aufnehmen wollte; trotz manchen Widerständen hat sich schließlich diese Praxis durchgesetzt.

3. „Beabsichtigt ist die vollständige Sammlung:“

1) „aller Ausdrücke des schweizerdeutschen Sprachschatzes, welche der neuhochdeutschen Schriftsprache gar nicht angehören oder welche gegenüber dem Neuhochdeutschen in Form oder Bedeutung eine bemerkenswerte Abweichung zeigen . . .“

*„Was das Verhältnis zur Schriftsprache betrifft, so sollen die Wörter und Formen, die sich bloß lautlich . . . von der Schriftsprache unterscheiden, darum im Wörterbuch nicht angeführt werden, besonders wenn sie überdieß sich als erst in neuerer Zeit aus der Schriftsprache entlehnt ausweisen; dagegen soll, wo ein Wort neben der allgemein deutschen Bedeutung noch eine eigenthümlich schweizerische hat, jene kurz angeführt, ausführlich diese angegeben, besonderes Gewicht aber natürlich auf diejenigen Bestandtheile des Wortschatzes gelegt werden, welche in Form und Bedeutung, also überhaupt*



*ihrem ganzen Dasein nach, der Schriftsprache fremd sind.*“ (Toblers „Gedanken“ 1863.) — Auch in der Definition der Idiotismen verfährt Tobler also einschränkender als die Formulierung, die sich endlich durchgesetzt hat.

- 2) „aller im Schweizerdeutschen eingebürgerter Fremdwörter.“
- 3) „der Eigennamen, soweit ihre appellative Natur noch einigermaßen deutlich erkennbar ist und zur Erklärung oder Ergänzung reiner Appellative beitragen kann.“

*„Eigennamen von Orten und Personen sollen ins Wörterbuch aufgenommen werden, wo sie zur Erklärung anderer Wörter sich leicht darbieten oder unerlässlich sind . . . .“* (Toblers „Gedanken“ 1863.)

4. „Dagegen blieb mit Bedacht ausgeschlossen:“

- 1) „aller fremde, unechte Sprachstoff, d. i. nicht bloß die gemeinhin sog. Fremdwörter, sondern auch die seit der Mitte des vorigen und besonders seit den Dreißigerjahren dieses [des 19.!] Jahrhunderts mit steigender Progression aus der Literatursprache eingedrungenen Wörter und Wendungen . . . .“

*„[Ausgeschlossen bleiben Wörter besonders dann], wenn sie . . . sich als erst in neuerer Zeit aus der Schriftsprache entlehnt ausweisen“* (Toblers „Gedanken“ 1863). — In der Ablehnung der schriftsprachlichen „Eindringlinge“ waren sich die Redaktoren einig: „wir wollen nicht den Verfall unserer Mundarten verewigen<sup>53</sup>“, pflegte Staub zu sagen; in seinen Artikeln wird er hie und da seinen Unmut über ein sich „einnistendes“ Wort ausdrücken, man vergleiche etwa seine Bemerkung über den Ersatz von *Jumpfer* durch *Fräulein* (Bd. I, 1242).

- 2) „Aberglaube, Bräuche, Sitten, Spiele, Rätsel, Sprichwörter, Lieder und Sagen konnten im Wörterbuch nur zur Behandlung kommen, soweit die Erklärung einzelner Wörter es mit sich brachte. Die vollständige Sammlung dieser kulturhistorisch so wichtigen Äußerungen des Volksgeistes ist eine Aufgabe für sich.“

*„Sprüche, Lieder, Aberglaube und dergleichen sollen gelegentlich im Wörterbuch als Belege angeführt, außerdem aber für eine besondere Sammlung dieses Stoffes . . . bei Seite gelegt werden.“* (Toblers „Gedanken“ 1863.)

Die Einleitung erwähnt eine Kategorie des Auszuschließenden nicht besonders, die bis heute weitgehend unberücksichtigt geblieben ist: die reinen Gelegenheitsbildungen. Tobler hatte 1863 auch an sie gedacht: „*Ausgeschlossen sollen bleiben Wörter und Formen, die noch täglich von Einzelnen gewagt und vom Volk verstanden werden, ohne doch in allgemeinem Gebrauch zu sein.*“

Mit diesen damals unbestrittenen und recht großzügigen Grundsätzen war für längere Zeit festgelegt, welche Wörter ins Idiotikon aufgenommen werden sollten. Viel mehr Schwierigkeiten als diese prinzipielle Frage bereitete den Redaktoren eine scheinbare Äußerlichkeit, nämlich die Festlegung der Reihenfolge, nach welcher die Wörter im Idiotikon angeordnet werden sollten.

In einem schriftsprachlichen Wörterbuch können die Wörter einfach alphabetisch geordnet werden, da es für jedes Wort bloß eine einzige zugelassene Schreibung gibt. Für ein Mundartwörterbuch sind aber nicht bloß die fehlenden Rechtschreiberegeln ein Problem. Wenn das Werk mehrere Mundarten umfassen soll, dann muß es für jedes Wort mehrere Varianten verzeichnen, für „Ziege“ etwa *Gaaß*, *Gääß*, *Gäiß*, *Geeß*, *Gëiß*, *Goaß* ... — und dies nur im Schweizerdeutschen. Selbstverständlich sollen alle diese Ausdrücke in einem einzigen Artikel behandelt werden, da ja, um nur einen Grund zu nennen, die gleiche Redensart in Mundarten mit verschiedener Aussprache des Wortes vorkommen kann. Zudem ist es auch für den Laien zu erraten, daß alle genannten Varianten auf die gleiche „ursprüngliche“ Form zurückgehen. Welche der verschiedenen Varianten setze ich nun aber als Stichwort für den einen Artikel an? Davon hängt seine alphabetische Stelle im Wörterbuch ab, damit aber seine Auffindbarkeit für den Benützer. Und was geschieht mit jenen Varianten, die nicht als Artikelstichwort verwendet werden?

Es verwundert nicht, daß Staub und Tobler als historisch geschulte Sprachwissenschaftler sich dafür entschieden, jene mundartliche Form ins Stichwort zu setzen, die der „historisch-organischen am nächsten kommt<sup>54</sup>“, das heißt bei deutschen Wörtern meist jene, die der überlieferten oder rekonstruierten mittelhochdeutschen Form am besten entspricht.

Da die Väter des Idiotikons bei ihren Kunden nicht perfekte Mittelhochdeutschkenntnisse erwarten durften, hätte dieses Verfahren wie jedes andere eine Unzahl von Verweisen erfordert — hätten sie sich nicht dazu entschlossen, für die Anordnung der Stichwörter vom gewöhnlichen Alphabet abzuweichen. Viel war schon gewonnen, wenn sie *f/v/ph*, *b/p*, *d/t*, *ch/k/c* im Anlaut der Wörter je unter F, K, P, T zusammenfaßten wie schon andere Idiotikaverfasser vor ihnen. Einschneidender war eine andere Abweichung. Die verschiedenen Formen des Wortes *Geiß* zeigen eine Eigenschaft sehr vieler mundartlicher Wortvarianten, nämlich die Übereinstimmung im „Konsonantengerippe“ (in unserm Beispiel *G—SS*) und die bunte Vielfalt im Vokalismus. Wenn man nun für die alphabetische Einordnung in erster Linie das Konsonantengerüst berücksichtigte, dann kämen alle Wörter mit dem Gerippe *G—SS* ganz in die Nähe voneinander zu stehen; auch wenn man nun alle *Geiß*-Varianten unter dem *einen* Stichwort *GEISS* behandelte, würde der Thurgauer, der das Wort infolge seiner mangelnden Mittelhochdeutschkenntnisse unter *GAASS* suchte, nicht lange zu blättern haben, bis er den richtigen Artikel fände: Die Artikel mit gleichem Konsonantengerippe im Stichwort rücken sich so nahe, „daß sie einander nahezu decken und daß der Aufschlagende und der Redaktor, auch wo sie [im Ansätze eines Stichwortes] differieren, einander begegnen müssen<sup>55</sup>“. Auf Verweise kann somit weitgehend verzichtet werden.

Diese Anordnung verlangt, daß nur der Hauptbestandteil eines Wortes für die Einreihung maßgebend sein kann: *Truckli* steht unter *Trucke*. Diese Besonderheit ist sprachwissenschaftlich nicht unwillkommen, und sie veranlaßte Staub und Tobler dazu, auch sämtliche Zusammensetzungen unter dem zweiten Bestandteil einzuordnen: *verdrücke<sup>n</sup>* findet sich nicht unter F, sondern im Anschluß an *trücke<sup>n</sup>*, *Schubtrucke* im Anschluß an *Trucke*.

Andreas Schmeller, der Verfasser des Bairischen Wörterbuchs, hatte dieses System entwickelt; „es war ein genialer Streich<sup>56</sup>“, meinte Staub bewundernd, aber für den Benützer kann er furchtbar daneben gehen, vor allem dann, wenn die Lautentwicklung seit mittelhochdeutscher Zeit auch das Konsonantengerippe angeknabbert hat:

welcher Laie käme auf den Gedanken, *güüße* oder *göiße* unter *günse* zu suchen, *z Reh lauffe* unter *räch*? Wer erkennt in *Füdl* ein zusammengesetztes Wort, das unter *Loch* zu finden ist?

Staub und Tobler stellten ihre „Grundsätze für die innere Anordnung des Idiotikons“ im Jahresbericht für 1874/75 detailliert vor. Sie hatten sich für „dieses durchaus sachgemäße und rationelle, aber nicht ohne weiteres populäre System<sup>57</sup>“ entschlossen, das schon Jacob Grimm zweckmäßig fand, obwohl sie voraussahen, daß es „an manchem Orte mit Kopfschütteln wird empfangen werden<sup>58</sup>“. Sie rechneten aber nicht damit, daß ausgerechnet der hohe Bundesrat so heftig mit dem Kopfe schütteln würde, daß es ihrem Werke beinahe gefährlich geworden wäre. „Diese Ihre Entscheidung“, schrieb Bundesrat Knüsel, „müssen wir im höchsten Grade bedauern“, da neuere Wörterbücher, die vom normalen Alphabet abweichen, von „ihrem Werthe . . . außerordentlich eingebüßt haben und für das Volk, für das sie doch eigentlich bestimmt sein sollten, beinahe unbrauchbar geworden sind.“ Eben das Bairische Wörterbuch Schmellers sei ein gutes Beispiel dafür, „wie ein für das Volk bestimmtes Wörterbuch gerade *nicht* eingerichtet sein sollte. . . . Daher müssen wir . . . es für einen eigentlichen Mißgriff betrachten, wenn in der innern Anordnung unseres Idiotikons sein Wörterbuch zum Muster genommen werden will. . . . Wir müssen Sie daher einladen, die innere Anordnung des Idiotikons nochmals einer reiflichen Erörterung zu unterziehen . . . , da wir es nur lebhaft bedauern könnten, wenn die eidgenössischen Behörden Anstand nehmen sollten, ihre Beiträge an ein Werk fortzusetzen, das sie mit Rücksicht auf die so wichtige innere Anordnung als ein verfehltes Unternehmen zu betrachten sich genöthigt sähen<sup>59</sup>.“

Über die Einwendungen selbst der Fachgenossen hätten sich Staub und Tobler in diesem Stadium ihrer Überlegungen bestimmt hinweggesetzt; die unverhohlene Drohung einer in ihren Augen zwar inkompetenten, aber materiell lebenswichtigen Behörde mußte ernst genommen werden: Die preisgegebene Jungfräulichkeit rächte sich.

Als Antwort versandte Staub eine sorgfältig dokumentierte Abhandlung über *Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern* mit der Bitte

um ein Gutachten an Philologen und Laien im deutschen Sprachgebiete. Schon im November 1876 konnte er dem Bundesrat fünfundzwanzig Antworten vorlegen, die zum größten Teil die Redaktionsmeinung teilten; allerdings hatten keine Laien geantwortet<sup>60</sup>. Darauf zog der Bundesrat im Januar 1877 seine Bedenken zurück, knüpfte aber „den bestimmten Wunsch hieran . . ., daß dem Idiotikon ein streng alphabetisches Verzeichnis aller behandelten Wörter mit Paginalverweisung beigegeben werde<sup>61</sup>“.

Die Redaktion hatte sich durchgesetzt, und nach hundert Jahren Erfahrung mit dem Wörterbuch darf heute mit Hans Wanner wohl gesagt werden, daß die damals gewählte Anordnung noch immer prinzipiell vertreten werden kann<sup>62</sup>. Es muß aber zugegeben werden, und in diesem Sinne bewahrheiteten sich die Befürchtungen des Bundesrats, daß mit dem Entscheid für dieses System der erste Schritt auf einem Weg getan wurde, der immer weiter weg von einem auch für Laien benützbaren zu einem rein wissenschaftlichen Werke führte.

Man gönnt den Redaktoren das Vergnügen, mit dem sie in der gedruckten Zusammenfassung der Umfrageergebnisse den Zürcher Archivar Strickler zitierten: „Ich stoße mich immer daran, wenn ich Verwaltungsbehörden in rein wissenschaftlichen Fragen kategorische Vorschriften geben sehe, wo nur die speziellste Fachbildung den Weg zu sicherer Lösung der Aufgabe finden kann<sup>63</sup>.“ Aber natürlich muß bedacht werden, daß auch hinter dem Einwande des Bundesrates Männer standen, „welchen ein vollgültiges Urtheil ohne weiteres zuerkannt werden muß<sup>64</sup>“. Es ist nicht bekannt, wer diese Männer waren; sicher handelte es sich um Schweizer, aber ebenso sicher waren Titus Tobler und Jost Winteler (1846-1929), die damals neben den Redaktoren selber bekanntesten Schweizer Dialektologen, nicht am „Komplott“ beteiligt — obwohl sie beide dem Werk mit Reserven gegenüberstanden.

Titus Tobler war Staubs Anordnungssystem so ungünstig gesinnt, daß er ihm am 14. August 1876 schrieb: „Wenn ich anfangs gedacht hätte, daß man vom gewöhnlichen Alphabet so weit abspringen sollte, so würde ich nicht 700 Franken und nicht einen einzigen Artikel dem

komite geschickt haben<sup>65</sup>.“ In einem Artikel im Berner *Bund*<sup>66</sup> leitete er aus der öffentlichen Subventionierung das Recht der Öffentlichkeit ab, sich in diesem Punkt in die Redaktionsarbeit einzumischen. Trotzdem wollte Tobler das Werk nicht als Ganzes torpedieren; schon seinen Unmutsbrief schloß er mit den Worten: „es steht bei mir außer zweifel, daß das schweizerdeutsche wörterbuch, woran Sie den löwen-antheil haben, trotz des unpraktischen alphabetismus, weitaus das beste idiotikon sein wird, wozu ich Ihnen glück wünsche.“

Unter den antwortenden Experten fehlt der Name des jungen Jost Winteler. Dies ist auffällig, da die beiden Redaktoren seine Dissertation über die Kerenzer Mundart, die soeben erschienen war, kannten und schätzten: Staub weist schon auf der zweiten Seite seiner Abhandlung über die Reihenfolge lobend darauf hin, und Tobler widmete ihr eine ausgezeichnete Besprechung<sup>67</sup>. Es ist also unwahrscheinlich, daß gerade Winteler von Staub nicht befragt worden sein soll, vielmehr muß angenommen werden, daß er auf die Umfrage nicht geantwortet hat. Der Grund dafür dürfte in Meinungsverschiedenheiten zu suchen sein, die bei einem Besuch Wintelers auf der Redaktion im Frühling 1876 zutage traten und aus denen Winteler dann in seinem schon früh erkennbaren Verfolgungswahn eine „Feindschaft“ konstruierte, von der die Redaktoren wohl gar nichts ahnten. Obwohl sie es noch mehrmals versuchten, gelang es von da an nicht mehr, Winteler zu irgendeiner Mitarbeit zu bewegen, so daß es wirklich zur seltsamen Situation kam, daß er, der sich „im Alter von 30 Jahren über [seine] spezifische Befähigung für diese Materien dermaßen ausgewiesen hatte, ... mit dieser Unternehmung sozusagen rein nichts zu tun gehabt“ hat<sup>68</sup>.

Die Ansichten gingen vor allem in bezug auf die wünschbare phonetische Genauigkeit des Idiotikons auseinander. Winteler wollte die „Lautverhältnisse in erster Linie und möglichst sorgfältig zur Darstellung bringen<sup>69</sup>“, er stellte sich unter dem Idiotikon einen phonetisch aufgemutzten Stalder vor. Demgegenüber wollten Staub und Tobler in der Phonetik nicht zu weit gehen, schon aus praktischen Gründen, da die Angaben des Materials einfach zu dürftig waren; Ludwig Tobler hatte überdies bereits in seinen „Gedanken“ von 1863

vor „unfruchtbarer Pedanterie“ und „theoretischer Übertreibung“ im Lautlichen gewarnt. Ihnen beiden lag die „kulturgeschichtliche Seite des Werkes“ am Herzen, „das abschließende Monumentaldenkmal<sup>70</sup>“. Genau dies aber schien Winteler verfrüht, solange nicht der „phonetische Stalder“ eine Grundlage dafür geschaffen hätte; Winteler war insofern in seinem junggrammatischen Modernismus befangen, als er dem Lautlichen absolute Priorität selbst in der Forschungsstrategie glaubte einräumen zu müssen. Dies trennte die beiden Positionen, nicht mangelndes Verständnis der Redaktoren für Winteler Ideen; gerade Staub, dem man dies vorgeworfen hat, war durchaus fähig, auch „phonologisch“ zu denken<sup>71</sup>.

Die Leute, die den Bundesrat gegen Staubs Anordnungssystem mobilisierten, haben versucht, Winteler für sich zu gewinnen. Er ließ sich aber nicht einspannen: Er habe Staub bereits gesagt, was er an seinem Plan auszusetzen habe, und auf geheime Machenschaften lasse er sich nicht ein<sup>72</sup>. Überdies entsprach Staubs System Winteler wissenschaftlicher Denkweise wohl zu sehr, als daß er es ehrlicherweise hätte ablehnen können.

Der Wunsch der Redaktoren, „daß die übrigen Prinzipienfragen . . . nicht eben so viel Zeit und Arbeit in Anspruch nehmen möchten<sup>73</sup>“, ging in Erfüllung, es kam nie mehr zu einer derart massiven Einmischung der Behörden in die Redaktionsarbeit. Dafür begannen nun die Forderungen auf baldiges Erscheinen des Werks die Redaktoren zu bedrängen. Im selben Brief, in dem er sich mit der Reihenfolge einverstanden erklärte, drückte der Bundesrat die Hoffnung aus, „daß Sie nun nicht ermangeln werden, mit thunlicher Beförderung mit dem Druke des Werks zu beginnen und . . . zur Ausführung einer Arbeit zu schreiten, welche von Vielen mit lebhaftem Interesse erwartet wird<sup>74</sup>“.

Widerwillig bat deshalb Staub seine Korrespondenten, ihre Sammlungen auf 1877 abzuschließen; er bedauerte, daß dadurch der „vorhandene Reichthum<sup>75</sup>“ geschmälert würde: das Idiotikon könne auf diese Weise bloß eine „Publikation von mehr oder weniger unfertigem Charakter<sup>76</sup>“ abgeben. Eine Zeitlang scheint er sich tatsächlich mit

dem Gedanken abgefunden zu haben, nur eine „Grundlage zu einer künftigen vervollkommenen Umarbeitung“<sup>77</sup> liefern zu dürfen; er hat sich aber später nie nach dieser resignierten Bemerkung verhalten. Im Gegenteil: Ihm war die möglichste Vollständigkeit seines „Denkmals“ ein derart ernstes Anliegen, daß sich schon bald zwischen seiner und Toblers „Auffassung von dem Zwecke und den Schranken des im Werke Aufzunehmenden . . . ein gewisser Unterschied“<sup>78</sup> ergab, denn Tobler wollte von Anfang an gegenüber „deutscher Gründlichkeit . . . einen schweizerisch-nationalen Charakter des Werkes auch darin . . . suchen, daß demselben eine brauchbare Form gegeben werde“<sup>79</sup>, was seiner Ansicht nach nur durch Zurückhaltung zu erreichen war.

Wie erwähnt, hatten Staub und Tobler schon 1874 ein paar Probeartikel veröffentlicht. Angesichts des Sturms um die Reihenfolge sollte man vermuten, auch jene Proben hätten eine breite Diskussion auszulösen vermocht, denn hier stellte sich die Frage nach dem Zielpublikum noch dringender als bei der Reihenfolge: „Für das Idiotikon besteht eine der größten Schwierigkeiten in der Vereinigung zweier von einander ab liegender Aufgaben. In erster Linie soll es der Wissenschaft dienen . . . ; allein vom Patriotismus ins Dasein gerufen, sucht es andererseits eine wesentliche Bedeutung darin, daß es das schweizerische Volk in den Spiegel seiner eigenen Sprache schauen lasse . . . . Diese ethische Seite des Werkes kann freilich dem Philologen gleichgültig, und was wir zur Popularisierung der Wissenschaft sagen müssen, ihm als unnöthige Weitschweifigkeit lästig sein, während Manches von den Herausgebern zurückbehalten werden muß, das ihn interessieren könnte; und doch wird hinwieder der Laie den philologischen Theil des Werkes auch in seiner verkürzten Gestalt noch zu groß finden“<sup>80</sup>.

Die Diskussion der Proben blieb aus, nur Titus Tobler äußerte sich dazu. Dagegen verfehlten sie ihre Propagandawirkung nicht: Die Proben sind zu einem guten Teil für die fortdauernde Unterstützungsbereitschaft der Behörden verantwortlich, aber auch für die Ungeduld, mit der das Werk erwartet wurde.

Unmittelbar vor der Veröffentlichung der ersten Lieferung lastete somit auf den Redaktoren ein beträchtlicher Zeitdruck, von inhalt-



so in der Keuschens-*Wp* ob *Guirtellen* (Stoff a. a. D.), wo beide Formen angegeben werden. In Compositen aber steht sonst wohl auch der alte Mannsname *Frutto*. Auf romanischen Boden begegnen *Froda* am Ursprung des Mittelrheins, in *Val Peccia I.*, *Froda Madonna I.*; *Frua* bei *Crodo* im *Engenthal*; *riale di Fruetta* Seitenbach der *Toisa*. Ob *Froidevaux* in weissh *Bern* synonym sei mit dem genannten *Frutval*, bleibt dahingestellt.

**frutten:** sauber reiben, putzen, waschen (Saam.).  
Wol nicht vermandt mit *Frutte* (s. d.); eher auf Entlehnung aus dem angrenzenden Französisch (*frouter*) beruhend; vgl. *Fromm. Ztschr.* VI, 414.

**gehön** *Wj.*: böse, schlimm. In-em ghönen Zeichen, nämlich des Kalenders (*Grind*).

Eigentlich wohl wie das verwandte *hön'* auf Gemüthsstimmung bezogen. — Bemerkenswerth ist, daß die Mundart durch Abweisen des Umlautes sich noch auf *ahd.* Stufe (vgl. *hdai*) erhalten hat.

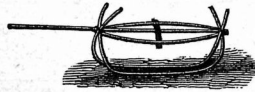
**Geiß** (in *App. gass*; ebenda und in *Sw. u. Th. gässe*; in *Sch. gäss, gäs*; im *Simm.* *schwept* der *Vocal* zwischen *i* und *e*), *die*; im Allgemeinen das *nhd.* *Ziege*.

**Geiß**, in der Schriftsprache durch das unerer Volkssprache fremde *Ziege* verdrängt, ist die ältere, älgerman. Benennung des Thieres: *got. gait*, *altord.* und *niederl. geit*, *angels. gāt* (engl. *goat*), *ahd. keiz*. Ihm entspricht nach der Lautregel *lat. haedus*, *junger Ziegenbock*. — Nur in den meisten Mundarten *schwach*; *Geissen* (*Gaisse*), doch *Geiss* im *Landb. v. Schw.* S. 162, 3; in *Simm.*, *U.* u. a.

1. Ziegen ein Thier aus dem Ziegengeschlecht. *Maaler* 165 a: *mild Geissen*, als *Gempfen*, *Steinböck*, *Reh'*. — *Muralt* S. 200: *von einer Hindin oder Geißin*. — Gewöhnlich im engeren Sinne: das weibliche Thier. *Offn. v. Würenlos*\* im *Mett. Arch.* 136: *einen Geißbock zu den Geissen*. — Was der *Bock an-em [sic]* selber weiss, *trouet-er i-der Geiss* (L.). Daher *die Feuergeiß*, die *Muttergemse*, die ein *Kubel* anfährt; s. d.

2. Scherzhast auf Menschen übertragen: a) Eine *Weibsperson*, mit etwas verächtlichem Nebenbegriff; bes. Mädchen von schwächlicher Gestalt, *e mageri Geiss*. (*App.*; *Sw.*; *Z.* u. a.). Vgl. *Fromm. Ztschr.* IV, 312, II, 349. — b) Ein *Kind*, das überall herumklettert; s. *geissen*. — c) Uebername der *Wohnner* mehrerer *Dorfschaften*; s. *Rochholz* *N. S.* I, 338. — d) die *wiss Geiss* heißt derjenige *Hausgenosse*, welcher am *weißen Sonntag* zuletzt aufsteht (L. *Kottthal*). — e) In *L.* hört man die *Thorfnaben* an der *Hofstirche* scherzhast *Hofgeisse* nennen. — f) *Nackigs Geissli* *nackt ausgezogenes Kind* (Z).

3. Wie andere Thiernamen, bes. *Voch*, auch Bezeichnung von *Geräthschaften* verschiedener Art und *Spielzeugen*. a) *Geiß* oder *Geißschlitten*, ein *Kinderschlitten*, dessen *Rufen*, durch vier *Beine* mit dem *Sitz* zusammengefügt, vorn *hornartig* nach oben auslaufen. (*Ma.*; *App.*; *V.*; *L.*; *Sw.*; *Z.*) Syn. *Beinler*, *Gemsch*, *Gemsel*, *Gibe*, *Gigi*, *Hörnli*, *Mutte*, *Zitgeiß*, *Chuecke*. — b) *Spinnrad* für *Baumwolle* (L.; in *Un. Geißrad*). Vgl. auch *Wachgeiß*. — c) *Pflugsterze* (*Ma.* *Th.*), was sonst *Geize*; s. d. — d) Ein *Spielzeug* aus *Berten* in *Gestalt* eines *Fuhrschlittens* (*Wehntb.*; nur noch selten), s. die folgende *Abbildung*.



e) Ein *Spielzeug* in *Gestalt* eines *Dreifußes*, wozu die *Knaben* ein *ungefähr 1 1/2 'langes*, in

drei *Neste* sich *auszudeckendes Holz* (*Stück* eines *Stämmchens* od. dgl.) verwenden. Diese *dreibeinige Geiss* wird auf einem *freien Plage* aufgestellt, und ihr ein *durch's Loos* bezeichneter *Hirt'* beigegeben. Die *andern Knaben* stehen, jeder mit einem *Stoß* in der *Hand*, 20—30 *Schritte* von der *G.* und dem *Hirten* entfernt. Dieser ruft: *i verbüt* [*verbiete*] *d'Geiss* (*andermwärts* auch: *büt d'Geiss*, im *Sinne* von *ich biete die Geiß aus*), worauf jene der *Reihe* nach die *G.* umzuwerfen versuchen. Fällt dieselbe, so hat sie der *H.* sogleich wieder aufzurichten, und muß sodann *trachten*, einen der *Angreifer*, die *inzwischen herbeigeißelt* sind um ihre *geworfenen Stücke* wieder zu *holen*, mit seinem *Stoß* zu *berühren*; bei der *Verfolgung* darf die *verabredete Grenze* des *Spielraumes*, das *Vief'*, nicht überschritten werden. Gelingt es dem *H.*, einen zu *berühren*, während die *G.* steht, so tritt dieser an seine *Stelle*, andernfalls beginnt das *Spiel* unter dem *gleichen H.* von *neuem*. Sind alle *Stücke* *geworfen*, obne daß die *G.* zu *Fall* gebracht ist, so müssen in der *eben bezeichneter Weise* die *Stücke* wieder *geholt* werden, und der *H.* versuchen, einen, der *einen Stoß* *aufgehoben* hat, zu *berühren*. Um ihm *leteres* zu *erschweren*, sucht man ihn auf *mehreren Seiten* zugleich zu *beschäftigen*, oder, falls er *vergaß* sie zu *verbieten*, die *G.* umzustoßen, die er immer *isofort* wieder *aufzustellen* hat, überhaupt ihn *möglichst* zu *nöten* [*bedrängen*]. Beim *Werfen* nach der *G.* ruft man: *hirt-mer* [*füttere mir*], *hirt-mer d'Geiss*, *mach-mer-si gsund und feiss*, *mach-mer-si gsund und dick!* Mit dem *Rufe*, *ab der Geiss!* wird der *H.* gewarnt, daß er von der *G.* *beiseite* trete, und nicht selbst von einem *geworfenen Stoß* getroffen zu werden. (*Ma.*; *Rochholz* in *d. Musfr. Schweiz* VII, 473; *Z.*) Das *Spiel* heißt *hirtgeissen*; sehr ähnlich ist das *Geißgüngen*; s. d. und *Geißgügi*. Eine *grotesk-bildliche* Anwendung hat das *Spiel* bei *Th. Murner* erfahren in seiner *Narrenbeschwörung* (*Scheible*, *Kloster* IV, S. 643—6), wo *Gott* selbst als der *H.* die *G.*, die von dem *unverbesserlich sündhaften Menschen* immerfort *umgeworfen* wird, mit *unermüdblicher Langmuth* und *Geduld* immer wieder *aussellt*: *Wann du die Geiß gefeket hast, so hond wir weder ruh noch rast, bis wir sie werffen wieder umb, und schidend dich zu hütten drumb' u. s. f.* Auf unser *Spiel* bezieht sich *wahrscheinlich* auch das *Sprichwort*: *Iriff man die geiß, so leit s' [liegt sie]*. *Schabe*, *Sat.* u. *Basq.* aus *d. Ref. I* Nr. 5 B. 286. *Dagegen* dürfte die *Rebensart*, *Es gat um wie 's Geissshüete* von einem *schwierigen* und *eben deshalb abwechselnd* *verschiedenen* *Amte*, auf dem *wenigstens* *früher* in *gewissen* *Gegebenen* unter der *Bauername* *üblichen* *Gebrauche* *beruhen*, die *Aufgabe* des *Hütens* *lehrsweise* zu *besorgen*.

4. Auch *Naturerscheinungen* werden *Geissen* genannt. a) *Schneeefede* an *Vergabhängen*. Es hat *no Geisse* am *Lägerer-n-obe* (*Ma.*). — b) *Feurige Luft*

lichen Beeinflussungsversuchen blieben sie dagegen verschont. Der Erfolg des wissenschaftlichen Standpunkts in der Anordnungsfrage scheint dazu geführt zu haben, daß sie sich auch in der Artikelgestaltung immer deutlicher für die „Wissenschaft“ entschieden. Dies zumindest legt ein Vergleich der Probeartikel von 1874 mit den endgültigen Fassungen im Wörterbuch nahe: Die Bedeutungsauffächerung wurde verfeinert, die Belegzahl größer; dafür wurden die Ausführungen der Redaktoren knapper, schematischer, trockener und mit einer Menge unanschaulicher Abkürzungen gespickt. So heißt es etwa im Artikel *Geiß* von 1874: „Es ist sich nicht zu verwundern, wenn ein Hausthier, das, bes. im Leben der untern Volksklassen und im Gebirge, eine so vielfache und tiefgreifende Bedeutung hat, auch in Sprichwörtern und Redensarten vorkommt<sup>81</sup>.“ Demgegenüber meldet die endgültige Redaktion in Band II: „In der großen Zahl sie betreffender Sprw., RAA. und Übertragungen spiegelt sich die Rolle, welche dieses Tier im Leben des Volkes spielt.“

Um Raum für mehr Belege zu gewinnen, verknappte man nicht nur die eigenen Ausführungen, man verzichtete auch auf die Illustrationen und auf das lockere Druckbild der Proben. Dadurch wurde die Leserfreundlichkeit geschmälert, was besonders den Laien trifft; der Wissenschaftler dagegen beklagt den Verzicht auf genaue Stellenangaben bei den Belegen, die in den Proben noch geboten wurden.

1879 war die Redaktion der ersten Artikel so weit gediehen, daß man auf die Suche nach einem Verleger gehen konnte. Zumindest Staub war nach wie vor über diese Eile nicht glücklich. 1880 schrieb er an Jakob Frei: „Es ist meine lebhafteste Überzeugung, daß die Veröffentlichung unseres Werkes auch jetzt noch eine überstürzte ist, und ich kann mich in den irrationalen Bruch nur in der Erwägung fügen, daß der Ausbau wegen unserer Armut an finanziellen Mitteln ohnehin unmöglich wäre. Daß diese meine Ansicht vom großen Haufen nicht begriffen und geteilt wird, macht mich nicht irre<sup>82</sup>.“

## Die Publikation

*„... durften wir dem Rufe der Ungeduld  
uns nicht länger verschließen ...“*  
Prospekt 1880

Der Leitende Ausschuß bot 1879 das Idiotikon sechszwanzig Schweizer Verlegern an. In seinem Rundschreiben führte er aus: „Der Umfang des Idiotikons und die Zeit, welche zur Vollendung des Druckes nötig sein wird, lassen sich nicht genau vorausbestimmen. Indessen glauben wir sagen zu dürfen, daß ungefähr 4 Bände im Format der beiliegenden ‚Proben‘, der Band zu ca. 100 Bogen gerechnet, genügen dürften, welche in halbjährlichen Lieferungen von 10 à 12 Bogen auszugeben wären<sup>83</sup>.“

Selbst wenn uns heute die geschätzte Erscheinungsdauer unverantwortlich optimistisch erscheint, damals war sie angesichts der schlechten Wirtschaftslage der späten siebziger Jahre geeignet, die allermeisten Verleger abzuschrecken: Einundzwanzig von ihnen mußten, wie sich der Berner Haller ausdrückte, „davon abstrahieren, um den Verlag des Idiotikons zu concurriren<sup>84</sup>.“

Von den fünf Verlegern, die auf ernsthafte Verhandlungen eintraten, blieben zuletzt Orell Füssli und Jakob Huber. Orell Füssli glaubte als Zürcher Firma ein gewisses Vorrecht beanspruchen zu dürfen; er reagierte mit Empörung, als der Leitende Ausschuß am 28./29. April 1880 mit dem Frauenfelder Jakob Huber (1828-1909) den Vertrag abschloß. Der Entscheid zugunsten Hubers scheint durch dessen persönliche Bekanntschaft mit den Ausschußmitgliedern Jakob Frei und Jakob Bächtold beeinflußt worden zu sein.

Laut Vertrag hatte Huber das Werk auf eigene Rechnung und Gefahr zu drucken, dem Ausschuß pro Druckbogen zu acht Seiten

viertes bezweifelt.  
Zürich und Frauenfeld, den 28. und 29. April 1880.  
Kommis des Leitenden Ausschusses  
für das Reformationsjahrliche Jubiläum  
der Schweiz  
der Abtheilung  
F. Huber  
Dr. Huber  
Jacqu. Huber.

Die Unterschriften von Friedrich Staub, Georg von Wyß und Jacques Huber unter dem ersten Verlagsvertrag vom 28./29. April 1880.

ein Honorar von 25 Franken zu bezahlen und die Lieferung für 2 Franken an das Publikum abzugeben. Der Leitende Ausschuß verpflichtete sich, für die Einhaltung des vorgesehenen Umfangs zu sorgen und sich nicht vor Abschluß des Werks aufzulösen.

Die Druckvorbereitungen gestalteten sich aufwendig. Der Verleger mußte für 3500 Franken neue Typen kaufen, und für die



Das ist mir für glücklicher. Das, was ich weiß, liegt in allem  
 immer mit der Garantie für Vollendung des Werkes oder  
 nachher die Verantwortung, eine Garantie, welche ich  
 besitze, daß ich selbst in die Lage kommen könnte, das Werk  
 auf eigene Kosten bearbeiten & vollenden zu  
 lassen, von vornherein ausschließt.  
 Ich bin in der Lage, folgende Punkte zum Ausdruck zu  
 bringen, welche die Möglichkeit der Vollendung  
 selbst, vorkommen ist  
 Ihr ergebener  
 J. Huber

Jacques Huber teilt dem Präsidenten des Leitenden Ausschusses seine grundsätzliche Bereit-  
 schaft mit, den Verlag des Idiotikons zu übernehmen (19. Februar 1880). Am wichtigsten  
 ist ihm „die Garantie für Vollendung des Werkes . . . , welche die Möglichkeit, daß ich selbst  
 in die Lage kommen könnte, das Werk auf eigene Kosten bearbeiten und vollenden zu  
 lassen, von vornherein ausschließt“.

Redaktoren, die sich offenbar ehrlich bemühten, den „durch das Programm des Buchhändlers [festgestellten] Umfang“ einzuhalten, galt es, „die sowohl zeitraubende als an’s Herz rührende Aufgabe zu lösen, unserem Werke eine weit beschränktere Gestalt und Fassung zu geben, als es in unserem Plane und Wunsche gelegen hatte<sup>85</sup>.“

Weniger „an’s Herz“ als vielmehr an die Nerven rührten all jene unzähligen „Äußerlichkeiten“, die es nun ebenfalls, und zwar für lange Zeit, zu regeln galt: Was jetzt über die Schriftarten, die Interpunktion, die Numerierung der Bedeutungsnuancen, die Abkürzungen von Orten und Quellen und über Dutzende anderer Einzelheiten entschieden wurde, mußte sich auch noch nach Jahrzehnten des Erscheinens als vernünftig vertreten lassen. Aus diesem Grund auch rang sich Staub zur Wahl der Antiqua durch, denn „wir liefen mit Beibehalten der Fraktur Gefahr, daß das Werk, wenn es vollendet vorliegt, schon ein antiquiertes Aussehen habe<sup>86</sup>“; dieser Entscheid, an dem „mancher gute Patriot ... ein Ärgernis<sup>87</sup>“ nahm, zeigt, mit welcher Umsicht das Unternehmen geplant wurde.

Besonderer Überlegung bedurfte natürlich der endgültige Titel des Werks. Der erste Aufruf von 1845 hatte von einem „Schweizerischen Idiotikon“ gesprochen, der Aufruf von 1862 von einem „Schweizerdeutschen Wörterbuch“. Noch im letzten Augenblick war die Namengebung umstritten; vorgesehen war „Schweizerisches Idiotikon — Schweizerdeutsches Wörterbuch“, doch beantragte der Literaturhistoriker Jakob Bächtold (1848-1897) die Streichung des altmodischen Ausdrucks „Idiotikon“; seine Ansicht drang jedoch nicht durch. Seither trägt das Werk nach einem Kompromißvorschlag Jakob Freis den inzwischen auch sachlich ungenau gewordenen „Obertitel“ *Schweizerisches Idiotikon* (es ist kein Idiotikon mehr, und es war nie gesamtschweizerisch) und den vorher nie gebrauchten Haupttitel *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*, der sich bis heute nicht richtig einzubürgern vermochte und nicht einmal auf den Briefköpfen der Redaktion verwendet wird.

Im November ließ man einen Prospekt erscheinen, der teilweise mit den gleichen Worten wie der Aufruf von 1862 für das Werk warb.

Der tiefe Preis sollte es „jedem Gebildeten, vorab jedem Lehrer des Volkes“<sup>88</sup> ermöglichen, das Idiotikon zu erwerben. Der Jahresbericht von 1881 versichert, daß „das Publikum mit unserem Idiotikon eines der wohlfeilsten Bücher in die Hände erhält, das jemals aus deutscher Presse hervorgegangen ist“<sup>89</sup>. Erst 1918 wurde der Lieferungspreis von 2 Franken auf 2 Franken 50 erhöht — heute kostet das Gesamtwerk über 4000 Franken . . .

Die erste Lieferung erschien im Februar 1881; das Heft, von dem mehr als 1500 Exemplare auf Anhieb verkauft wurden, fand auch bei der Kritik eine begeisterte Aufnahme. Mit begreiflichem Stolz zitiert der 11. Jahresbericht (1885) die bis dahin erschienenen Besprechungen, zum Beispiel jenen Satz Karl Weinholds, nach Abschluß dieses Werkes werde „kein anderes Land deutscher Sprache . . . seinen Sprachschatz so vollständig inventarisiert haben“; ein anderer Rezensent rühmte die im Idiotikon „niedergelegte Gelehrsamkeit und . . . gründliche Behandlung des Stoffes“, und ein dritter versicherte, das Werk sei „certainly the most stupendous monument of exhaustive philological research which has ever left the press“<sup>90</sup>.

Seit jenem Frühling 1881 bis zum Frühling 1980 sind 180 Hefte des *Wörterbuchs der schweizerdeutschen Sprache* erschienen. Auch für das jüngste Heft gelten die vor hundert Jahren festgelegten Gestaltungsgrundsätze fast ohne Abweichungen, und doch sind sie nirgends schriftlich niedergelegt: Sie bilden einen Teil der mündlich überlieferten „Subkultur“ der Idiotikonredaktion. Solche Konservativität ist nicht bloß dem Zwang zur gleichartigen Weiterführung eines „Jahrhundertwerks“ zuzuschreiben, sondern auch der Tatsache, daß sich jene Grundsätze, wie die Anordnung, eben doch weitgehend bewährt haben.

Es ist deshalb stimmig, wenn ich in den folgenden Übersichten zum Abschluß eines Kapitels, das vom Erscheinen der ersten Lieferung vor hundert Jahren handelt, die drucktechnische Gestaltung und den inhaltlichen Aufbau eines Idiotikon-Artikels anhand eines Beispiels aus der allerjüngsten Lieferung erläutere.



*Iaa* (Sp. 725, wo weitere); vgl. *Tares Iba* (Bd XIII 1008). — Zur Bildg. (bes. in Bs MA.) vgl. die Anm. zu *Tolggis* (Bd XII 1741).

Druckung f.: 1, entspr. *drucken A1e*, = *Druck Iaa* (Sp. 772). „Woher der Zu- und Abfluß des Meeres komme, ob von der Dr. des Mondes oder von eines anderen Ursach.“ J.JULR. 1731. — 2, entspr. *drucken A3a*, = *Druckeri 2a* (Sp. 836). Ordnung und Einsehen wegen Tr. der Factorum und Anbringung neuer Beweisnummen [Titel; später:] Solle das Trucken der verführten Procedur der Factorum oder Information ferners zugelassen seyn [doch] solle selbige vor der Tr. zwey Doppel zur Examination m[einer] hw. Hrn der teutschen Appellationcammer zur Übersehung ... zugestellt [und nach der Zensur] der selben zu trucken erlaubt werden.“ B Druckordn. 1732.

⑤ → Drückerl Tr- m.: Nom. instr. zu *drucken*. a) Pumpenhebel ZZoll.; Syn. *Anki* (Bd I 345, wo Weiteres); vgl. *Gnepfen I 4* (Bd II 671). — β) Armbrustspanner ZZoll.; Syn. *In-drucki* (Sp. 809), sodann *Chülen*, *Chlaffen 4a6* (Bd III 213. 627), wo je weitere. — c) Türklinke; Syn. *Drucker 3aß* (Sp. 833). *Dö bin ich wider zu-n-re<sup>n</sup> Türe<sup>n</sup> cho<sup>n</sup>* [in der Stadt] *die hät halt g'glizeret ... schier wie s' Anngreglis Badertrucke<sup>n</sup> dört, en Dr. dra<sup>n</sup>, ganz guldi<sup>n</sup> ist er g'si<sup>n</sup>.* Strutz Gem. (ZO). — d) Drücker am Schnapphahn des Gewehrs; vgl. *Drucker 3ay* (Sp. 833), auch *Schnapper 2a* (Bd IX 1241). „Schnapper, der sich durch den tr. inn die pannen ald tigel zücht.“ 1589, FMARTI 1898. S. noch Bd IX 739 M. (Z Mand. 1619, mit der Fortsetzg. „doch daß die Hanenfäden so starck syge, das, wann er den Tr. von der Hand laßt, der Hanen widerumb für sich selbs hinder sich schnelle bis uff syn Statt ... So aber einer ein Fhürschloß an einer Musceten hette [soll] er darby auch einen Schnapper mit einem Tr. an der Musceten haben.“); XII 1119 M. (1589, Z). — Vgl. Gr. WB. II 1441. Wohl Schreib- und Sachirrtum (statt *Trüegglen*) ist *Trückle<sup>n</sup>* „gezahntes Verschlusstück am Käseireif.“ FAnd. 1897, 474 (oO.); vgl. *Trüegel 1an* (Sp. 670).

⑥ → truckele<sup>n</sup> s. *trocklen* (Sp. 771).

③ → **drucken** II, tr-: stehlen BStdt („mattengl.“); ZStdt (Gassenspr.); weiterhin; Syn. *sizzen* (Bd XI 1857, wo weitere). *Wüsse<sup>n</sup>d Si, mir hät einer welle<sup>n</sup> s' Portmonn<sup>e</sup> dr., aber er hät s' nüd verwütscht; aber ich ha<sup>n</sup> si<sup>n</sup>s nachh<sup>er</sup> g'ha<sup>n</sup>* ZStdt. — Vgl. Südhess. WB. I 1773 („drücken 3“), aber mit unserm *drucken I* (Sp. 783) schwerlich zu verbinden (vgl. AfV. 29, 234), bes. in BStdt, wo unser W. -u- (nicht -ü-) zeigt; von Wolf Rotw. Nr 1102 zu nd. *trecken* ‚ziehen‘ gestellt.

⑦ → Sp. 822 — 839 R.T.

④ → **Trucke<sup>n</sup>** (bzw. -gg-), in GRAR., AV., Cast., Chw., D., Furna, Hald., Ig., Jen., Kl., Kübl., Lq., Luz., Nuf., Obs., Pr., Rh., Saas, S., Says, Ser., sG., Trimm., Tschapp., UVaz, V., Valz.; PÄger, Al. (neben -u-), Gr.; W (neben -u-), so Mü., Randa, Saas, StNikl., Ulr., Vt. (neben -u-) *Trücke<sup>n</sup>* (bzw. -i-) — f., Plural unver. bzw. -i usw., in SCH; weiterhin (jung) *Truckene<sup>n</sup>*, Diminutiv *Trückli* AA (vgl. u.), so Diirr., F., Jon., Leer., Wohl.; BsL.; B (allg., tw. neben *Trücki*; vgl. u.); FDüd., J., Ss., Stdt; GrvPr., Sculms, Val., Vers.; L (vgl. u.), so E., Mei., Schüpfl.; S, so L., NA., Stdt, Welsch; NdW (vgl. u.); Obw, so Sachs., Sa.; UwE.; U, so Sis.; Zg, so Stdt, *Trückli* (bzw. -i-) AA (vgl. o.), so B., Bb.; AP (allg.); Bs, so Münch.; GL (vgl. u.), so Haslen, H., M. (vgl. u.); GRÄV., Chur, Grüsch, He., Mai., Obs., Rh., S., Seew., Tschapp., V., Valz.; G (allg.); SCH, so Ha., R., Stdt, St.; SCHWEL.; TH, so BuBn., mTh.,

⑧ → Weinf.; NdW (vgl. o., u.); Z (allg.; vgl. die Anm.), *Truckeli* NdW (-ili; vgl. o., u.), *Trückeli* (bzw. -i-) GL, so H., M. (vgl. o.); GRGlar., Kübl.; L (vgl. o.); NdW (-ili; vgl. o.), *Truckji* PFRutw., *Trucki* LG. (vgl. u.), *Trücki* (neben *Truckli*) BAd., Därst., Frut., Si., Zweis.; LG. (vgl. o.), *Truckelti* W, *Trückelti* (bzw. -i-) GRD.; WGrEngliols, Lö., *Trucktschi* TB.:

1. eig., viereckiger, auch rundlicher, meist mit Deckel versehener Behälter

Insbes.

a) zur (zeitweiligen) Aufbewahrung von

α) Artikeln des täglichen Bedarfs

β) Briefen, Urkunden

γ) Geld

δ) Schmuck

ε) Waffen, Munition

ζ) (toten) Tieren

b) als Transportgebinde, Kiste

c) als Tragkiste

α) des Wanderkrämers, Handwerkers

β) für Erde

γ) scherzh., Tornister

d) als Aufbau beim Schlitten

e) in spezieller Verwendung als

α) Aufschüttgefäß für Mehl

β) Zigergefäß

γ) Fischbehälter

δ) Nistkasten

ε) Siegelkapsel

ζ) amtlicher Anschlagkasten für Eheverkündigungen

η) Wahlurne

θ) = (bzw. verkürzt aus) *Schiffli-Tr.*

ι) Sarg

κ) Reliquiar

f) als Schublade

2. übertr. auf andere Gegenstände

a) auf Fahrzeuge, Bahnwagen, Schiffe

b) auf weitere kasten- oder truhenförmige Sachen

α) Kirchenstuhl

β) Kinderschlitten

γ) Fensterblende

c) = (bzw. verkürzt aus) *Tüchel-Tr.*

d) in okkas. Verwendung

α) sehr kleines Zimmer

β) Apparat

γ) Bett

3. als (meist abschätzige) Bezeichnung von Lebewesen

a) weibl. Person

Insbes. mit wertendem Attr.

α) bewundernd, kosend

β) pejorativ

b) scherzh. für ein Kind

c) für Tiere

1. eig., viereckiger, auch rundlicher, meist mit Deckel versehener Behälter, hinsichtlich Größe und Material nicht genau festgelegt; allg.; vgl. *Ge-halt* (Bd II 1218); *Chasten I*, *Chisten*, *Lad I* (Bd III 535. 543. 1057); *Schachtlen I* (Bd VIII 148); *Schrienen I* (Bd IX 1625); *Trog 2*, *Truhen* (Sp. 633. 687). *Mer müend spare<sup>n</sup>. Ich han all Trucke<sup>n</sup> voll u<sup>n</sup>zalt Rechni<sup>n</sup>ge<sup>n</sup>.* EESCHMANN 1930. *Bi Totzer<sup>n</sup>d Trüggl<sup>i</sup> und Gütterli sind [beim Coiffeur] üfmar-schiert. CSTREIFF 1901/2. In der Visite<sup>n</sup>stube<sup>n</sup> ene<sup>n</sup> [nimmt der Gödi<sup>n</sup> en Stuel] chlietteret ufe<sup>n</sup> u<sup>n</sup>d schriift vom oberste<sup>n</sup>*

- 1 Gezählt werden die SPALTEN (Sp.).
- 2 Als KOLUMNE (Überschrift jeder Seite) erscheint die Stammsilbengruppe mit dem gleichen konsonantischen Gerippe; **fett** gedruckt ist die Stammsilbe der auf der betreffenden Seite behandelten Wörter, hier **druk**.
- 3-6 Die STICHWÖRTER sind entweder **fett** oder gesperrt gedruckt; die Schriftgrade haben nichts mit dem Umfang eines Artikels zu tun.  
**Fett** gedruckt ist das erste Stichwort einer Sippe, die aus lautlich und inhaltlich verwandten Wörtern besteht; das fett gedruckte erste Wort ist aber oft nicht das „Grundwort“, sondern das „kürzeste“ der Sippe.
- 3 **drucken** II 'stehlen' bildet für sich eine Sippe; römische Ziffern unterscheiden gleichklingende Wörter, in diesem Fall **drucken** II 'stehlen' von drucke<sup>n</sup> I 'drücken, drucken'.
- 4 **Trucke<sup>n</sup>** ist erstes Stichwort einer größeren Sippe.  
gesperrt gedruckt sind alle folgenden Stichwörter einer Sippe und die Verweise.
- 5 Drücker gehört zur Sippe **Druck** II (Sp. 771).
- 6 truckele<sup>n</sup> ist ein Verweis auf *trocklen*.
- 7 SIGNATUR des Redaktors am Schluß der von ihm bearbeiteten Artikelgruppe (hier R. Trüb), eine 1934 eingeführte Neuerung.
- 8 Alle Wörter werden mit den wichtigsten grammatischen Angaben versehen; wenn abweichende Formen belegt sind, werden auch sie verzeichnet. Diese Angaben bilden die FORMENTABELLE, die gleich auf das Stichwort folgt und recht umfangreich sein kann. Zuerst werden die abweichenden Formen mit den abgekürzten Verbreitungsangaben geboten (bei **Trucke<sup>n</sup>** ist in den angegebenen Kantonen und Ortschaften *Trücke* oder *Trügge* belegt), darauf folgen die grammatischen Angaben: Geschlecht (hier f[eminin]), Plural (hier *Trucke*, wie im Singular, bzw. *Trucki*; jung vielenorts *Truckene*) und Diminutiv (mit eigener Formentabelle).
- 9 Die ÜBERSICHT gibt bei umfangreichen Artikeln die feingegliederte Einteilung an. Diese Lesehilfe ist ebenfalls eine Neuerung; mit der Begründung „für das Gute ist es nicht zu spät!“ wurde sie im Februar 1938 von Eduard Schwyzer für den Artikel *stän* vorgeschlagen (Bd. XI, 496). Der Artikel **Trucke<sup>n</sup>** umfaßt im Idiotikon ohne die Zusammensetzungen elf Spalten; man vergleiche damit den entsprechenden Eintrag, der auch die Zusammensetzungen umfaßt, bei Stalder! (s. S. 58).

①
②
③
④
⑤

↓                      ↓                      ↓                      ↓                      ↓

Drückel *Tr-* m.: Nom. instr. zu *drucken*. a) Pumpen-  
 hebel ZZöll.; Syn. *Anki* (Bd I 345, wo Weiteres); vgl. *Gnepfen I 4* (Bd II 671). — β) Armbrustspanner ZZöll.;  
 Syn. *In-drucki* (Sp. 809), sodann *Chülen, Chlaffen 4a6* (Bd  
 III 213. 627), wo je weitere. — c) Türklinke; Syn. *Drucker*  
 ⑨ *3aß* (Sp. 833). *Dö bin ich wider zu-n-'re<sup>n</sup> Türe<sup>n</sup> cho<sup>n</sup>* [in der  
 Stadt] *die hät halt g'glitzeret ... schier wie s' Anneregolis*  
*Bade<sup>n</sup>trucker<sup>n</sup> dör<sup>t</sup>, en Dr. dra<sup>n</sup>, ganz guld<sup>n</sup> ist er g'si<sup>n</sup>.*  
 ⑩ → Stutz Gem. (ZO.). — d) Drücker am Schnapphahn des  
 Gewehrs; vgl. *Drucker 3ay* (Sp. 833), auch *Schnapper 2a*  
 (Bd IX 1241). ‚Schnapper, der sich durch den tr. inn die  
 pfannen ald tigel zücht.‘ 1589, FMARTY 1898. S. noch Bd  
 IX 739 M. (Z Mand. 1619, mit der Fortsetz<sup>g</sup>, doch daß  
 die Hanenfädener so starck syge, das, wann er den Tr. von  
 der Hand laßt, der Hanen widerumb für sich selbs hinder  
 sich schnelle bis uff syn Statt ... So aber einer ein Fhür-  
 schloß an einer Musceten hette [soll] er darby auch einen  
 Schnapper mit einem Tr. an der Musceten haben.); XII  
 1119 M. (1589, Z). — Vgl. Gr. WB. II 1441. Wohl Schreib-  
 und Sachirrtum (statt *Trüegglen*) ist *Trückle<sup>n</sup>* ‚gezahntes  
 Verschlussstück am Käseireif.‘ FAnd. 1897, 474 (oO.); vgl.  
*Trüegel 1aη* (Sp. 670).

↑  
 ⑭

*Drucke, Trucke f.* — *Lade, Schachtel; Druckfi, Schwäch-  
 telchen* (b. Pict. p. 410); auch versteht man bisweilen  
 eine Tobaksdose darunter, doch üblicher in der Zusammen-  
 setzung: *Schnupfdrucke, Schnupfdruckfi*; — *Schub-  
 trucke, Schublade* (allg.); *Truckeglied, Schachteldeckel*.  
 (Atrg.)

*Schub-*: (auch Dim. St.) = dem Vor. AA (H.); LE.  
 (SM. 1914); Sch (Kirchh.); Now; W; St. („allg.“ lt St.);  
 Syn. auch *Schub-Lad I* (Bd III 1058). ‚Ein tisch mit einer  
 sch.‘ 1568/71, Z. ‚Schrybtischli mit sieben Sch.-trucken.‘  
 1639, ESTAUER 1912. ‚Der kasten in der uneren Stuben  
 hat im Fueß verschlossene Sch.-trucken.‘ 1692, ZUBERS  
 TgB. S. noch Bd XI 314 M. (WLutz 1685/1707). — Vgl.  
 Fischer VI 3049 (‚Sch.-truche‘).

Der Artikel *Drucke, Trucke* in Stal-  
 ders Idiotikon von 1806 (Bd. I).

Doppelte Anführungszeichen „...“  
 im Idiotikon kennzeichnen nur die  
 Zitate aus Stalder. Band XIV, 860

- 1 STICHWORT gesperrt, s. S. 57.
- 2 AUSSPRACHEVARIANTE
- 3 GRAMMATISCHE ANGABEN: m. = maskulin, Nom. instr. = nomen instrumenti  
'Werkzeugname'
- 4 NUMERIERUNG DER BEDEUTUNGEN mit lateinischen Kleinbuchstaben (bei engerer Verwandtschaft der Nüancen) oder arabischen Ziffern (s. S. 56 Druckung); mit beiden Mitteln und eventuell zusätzlich griechischen Kleinbuchstaben bei starker Bedeutungsaufgliederung (s. S. 56 **Trucke<sup>n</sup>**).
- 5 BEDEUTUNGSANGABE
- 6 BELEGORT: Wo die betreffende Bedeutung durch das direkte Material belegt ist. Hier Z = Kanton Zürich, Zoll. = Zollikon.
- 7 VERWEIS auf ein vergleichbares Instrument mit Stellenangabe.
- 8 SYNONYME (gleichbedeutende Wörter) mit Verweis auf Idiotikonstelle, falls der betreffende Band schon erschienen ist; „wo Weiteres“ = dort finden sich Verweise auf weitere Synonyme.
- 9 BELEG AUS LEBENDER MUNDART in *kursiver Schrift*, das Stichwort abgekürzt (*Dr.*). Die hochgestellten Buchstaben *i<sup>ch</sup>*, *cho<sup>n</sup>* usw. sollen wie in den Stichwörtern als Lesehilfe dienen, sie werden in Wirklichkeit nicht ausgesprochen.
- 10 QUELLE: Jakob Stutz: Gemälde aus dem Volksleben, 6 Teile, Zürich 1831-53; in Klammern die Ortsangabe: Zürich-Oberland. Im Unterschied zu den Belegzetteln und den „Proben“ fehlen die Seitenangaben. — Abkürzungen für allgemeine und grammatikalische Begriffe (wie „m.“, z. B. oben 3), für Orte (wie „ZO.“) und Quellen (wie „STUTZ Gem.“) sind in einem besonderen Quellen- und Abkürzungsverzeichnis erklärt (3. nachgeführte und ergänzte Auflage: Frauenfeld 1980).
- 11 BELEG AUS ÄLTERER SPRACHE in aufrechter Schrift mit einfachen 'Anführungszeichen'. Das Stichwort abgekürzt (*tr.*).
- 12 VERWEIS AUF EINEN BELEG, der das gleiche Wort enthält; 739 M. = „Spalte 739 Mitte“
- 13 QUELLE: Fritz Marti: Die Schützengesellschaft der Stadt Zürich. Zürich 1898. Bei Belegen der älteren Sprache aus neueren Publikationen wird (wie hier) das Datum des Belegs selber (1589) mit angegeben.
- 14 ANMERKUNG in kleiner Schrift: Hinweise auf Wörterbücher, hier das Grimmsche Wörterbuch (Gr. WB.); Verweise auf Literatur wenn nötig, hier zur Entkräftung einer falschen Bedeutungsangabe auf FAnd. 1897 = Felix Andereg: Illustriertes Lehrbuch für die gesamte schweizerische Alpwirtschaft, Bern 1897, mit dem Verweis auf das von FAnd. gemeinte Wort *Trüegel*. — In den Anmerkungen wird nur eine Etymologie geboten, wenn das Wort in den einschlägigen Wörterbüchern fehlt oder wenn sich eine abweichende Deutung aufdrängt.

Schweizerisches Idiotikon.

Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache.

Gesammelt auf Veranstaltung

der

Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

unter Beihilfe

aus allen Kreisen des Schweizervolkes.

Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone.

I. Heft.

Bearbeitet

von

Friedrich Staub und Ludwig Tobler.

Frauenfeld.

Druck und Verlag von Jacques Huber.

1881.

# Vom Idiotikon zum Thesaurus

„... werden wir erstaunen über den eigenen Reichthum ...“ Aufruf 1862

„Nicht ohne einige Bangigkeit<sup>91</sup>“ hatten Staub und Tobler ihre erste Lieferung hinausgehen lassen; was die Wissenschaft anbetrifft, konnten sie nach der begeisterten Aufnahme ihrer Arbeit zuversichtlich in die Zukunft blicken. Aber auch materielle Anerkennung blieb nicht aus: Den Bundesbehörden scheint die erste Lieferung wohl, die zu erwartende lange Erscheinungsdauer gar nicht gefallen zu haben; deshalb lud der Bundesrat den Leitenden Ausschuß ein, „gleichzeitig mit der Einreichung Ihres Voranschlages für das Jahr 1882 ... über eine raschere Vollendung des Idiotikons & namentlich über die hiezu nöthigen größeren Subventionen sich aussprechen zu wollen<sup>92</sup>“.

Der Leitende Ausschuß erbat sich und erhielt auch eine Erhöhung der Subvention. Damit konnte auf 1882 mit Dr. Rudolf Schoch ein dritter Redaktor angestellt werden.

Schon 1875, kurz nach Erhalt der ersten Subvention, hatte man für einige Monate den bewährten Zollikoner Korrespondenten, Dr. Heinrich Bruppacher, als Redaktor gewinnen können, doch ließ sich die Anstellung nicht aufrechterhalten. 1886 konnte Bruppacher in die Redaktion zurückkehren, wiederum auf Grund eines „Bundesgeschenkes“: Der ersten Lieferung folgten nämlich in erstaunlich kurzen Abständen weitere Hefte, so daß schon 1885 der erste Band vollendet vorlag; diese Leistung belohnten die Bundesbehörden mit einer weiteren Subventionserhöhung.

Das Erscheinen des ersten Bandes wirkte sich auch auf den Materialbestand aus. Das konkrete Ergebnis regte alte und neue Mit-

arbeiter zu erneuter Anstrengung an, direkte Aufzeichnungen und Exzerpte begannen wieder in Fülle einzulaufen. Gleichzeitig wurden zahlreiche Quelleneditionen herausgegeben, und die Mundartliteratur erlebte gerade in Zürich eine erste Hochblüte.

Bei diesem günstigen Klima scheint Staub schon früh die von ihm oft bedauerten „Einschränkungen“ gemildert zu haben; das neue Material wurde wieder verzettelt, die Grundsätze der Wortaufnahme wurden großzügig ausgelegt, die ältere Sprache wurde recht ausführlich beigezogen, die Belegzahl erhöht.

Es scheint, daß diese offene Haltung anfänglich auch einer „optischen“ Täuschung zuzuschreiben war: Zu ihrem „Schrecken“ hatten die Redaktoren nämlich beim Druck der ersten Lieferung feststellen müssen, wie „unglaublich viel Stoff“ in einem einzigen Heft Platz hatte, und daraus schlossen sie, der angekündigte Umfang des Gesamtwerks werde sich „merklich“ verringern<sup>93</sup>. Wir können heute über Staubs Schrecken lächeln, ihm ist es aber vermutlich nicht zuletzt zu verdanken, daß die ersten Bände des Idiotikons viel weniger amputiert erscheinen, als man dies nach Staubs Unkenrufen aus der Vorbereitungszeit eigentlich erwarten würde.

Schon Staub selber mußte allerdings bald merken, daß das ständig zufließende Material das Erscheinen verzögerte und daß die Vergrößerung der Redaktion kein Allheilmittel dagegen war: Bei seriöser Arbeitsauffassung führte auch dies bloß dazu, daß die einzelnen Artikel länger wurden und mehr Zeitaufwand erforderten, da mehr Belege zur Verfügung standen und da man sorgfältiger arbeiten konnte.

Dennoch lagen zehn Jahre nach Erscheinen der ersten Lieferung tatsächlich bereits zwei Bände vor: Was die Bandzahl anbetrifft, hatte man also den Fahrplan einhalten können. Aber mit Band II war man nur gerade bis ans Ende von H gekommen, wobei B, Ch und D wegen der besonderen Anordnung noch fehlten. Selbst wenn dafür Band I alle mit Vokal anlautenden Wörter enthielt, so zeigte sich doch jetzt schon, daß die Vollendung des Werks sich um mehrere Bände und um viele Jahre hinauszögern würde.

In dieser Situation zog der Leitende Ausschuß erstmals die Notbremse und verabschiedete am 18. Juni 1891 „Beschlüsse . . . betr. Umfang und Inhalt des Schweizerdeutschen Idiotikons“. Darin werden die Richtlinien zur Aufnahme des Wortguts (Band I, Sp. v ff.) ausdrücklich bestätigt, wirklich einschneidende Maßnahmen finden sich in den „Beschlüssen“ nicht. Allerdings wird die vage Bemerkung über die ältere schweizerdeutsche Literatur einschränken-der formuliert; andere Einschränkungen betreffen die Sacherklärungen, Literaturangaben und einiges mehr. Dem Chefredaktor wird die Verantwortung für die strenge Durchführung der Grundsätze überbunden, doch wird den Redaktoren gleichzeitig ein weiter Ermessensspielraum zugestanden.

Noch immer waren sich Staub und Tobler uneins über den wünschbaren Umfang des Idiotikons; Tobler unterstützte den Leitenden Ausschuß, jene Passage der „Beschlüsse“ über die ältere Sprache entstammt fast wörtlich Toblers „Gedanken“ von 1863 (siehe oben S. 39). Tobler fürchtete sich vor dem „Gespenst des Anwachsens auf acht Bände und des Abschlusses erst um 1920<sup>94</sup>“, und Staub mußte seinen Berechnungen beipflichten. Das Festhalten an den geplanten vier Bänden wäre aber nur um den Preis einer siebzigprozentigen Inhaltsreduktion möglich gewesen, und dies ging Staub zu weit. Auch er legte zwar ein Lippenbekenntnis zu einigen Einschränkungen ab, im übrigen aber wollte er „den ‚Rumpf‘ fortführen in bisheriger Weise, so lange man kann<sup>95</sup>“: Er nahm also bewußt das Risiko in Kauf, daß das Werk Torso bleiben könnte, und der Verleger scheint sich, trotz Verlagsvertrag, dieser Haltung angeschlossen zu haben. Das Beispiel des damals bereits seit vierzig Jahren erscheinenden Grimmschen Wörterbuchs zeigte ja, daß solche Werke sich, je länger sie erscheinen, um so unentbehrlicher machen, so daß ein Aufgeben je länger, je weniger in Frage kommen kann. So ist es denn begreiflich, daß die Beschlüsse von 1891 keine tiefgreifenden Folgen zeitigten. Immerhin bemühte man sich um größtmögliche Knappheit, so daß der damals im Entstehen begriffene dritte Band schließlich doch drei ganze Buchstaben umfaßte.

Hätte jemand in jener Zeit der Kürzungshysterie die Ansicht vertreten, das Idiotikon brauche nicht Kürzung, sondern müsse im



Gegenteil kräftig ausgebaut werden — man hätte ihn als gefährlichen Irren betrachtet. Doch der Mann, der sich diese Idee tatsächlich in den Kopf gesetzt hatte, trat im Mai 1892, genau ein halbes Jahr nach dem strengen Maßhalterlaß, auf Grund einer weiteren Subventionserhöhung in die Redaktion des Idiotikons ein: Albert Bachmann, neunundzwanzig Jahre alt, frischgebackener Privatdozent an der Universität Zürich.

Im Jahresbericht 1877 hatte die Redaktion bedauert, daß die Sprichwörter und Redensarten der Thurgauer, in denen „sich eine für die Schweiz geradezu eminente Geistesgewandtheit . . . bekundet, keine Aufzeichner gefunden haben<sup>96</sup>“. Doch schon 1881 konnte der Jahresbericht melden, daß „J.A. Bachmann, Gymnasiast von Hüttweilen“, ein „äußerst sauber und verständnißvoll ausgearbeitetes Lokalidiotikon<sup>97</sup>“ eingesandt habe; damit trat im Erscheinungsjahr der ersten Lieferung nicht bloß der Kanton Thurgau erst so richtig ins Blickfeld des Idiotikons, sondern auch der Mann, der die Geschicke des Wörterbuchs entscheidend bestimmen sollte.

Von „eminenter Geistesgewandtheit“ war der Thurgauer Bachmann zwar nicht; er war dafür ein äußerst gewissenhafter Positivist junggrammatischer Observanz, der mit einem dialektologischen Thema doktriert hatte: Zweifellos hatte die Redaktion in ihm einen „vorzüglichen Germanisten . . . gewonnen<sup>98</sup>“.

Kaum war Bachmann eingearbeitet, starb Ludwig Tobler (19. August 1895), und fast auf den Tag ein Jahr darauf folgte ihm Friedrich Staub (3. August 1896). Bachmann wurde 1896 Toblers Nachfolger auf dem germanistischen Lehrstuhl der Universität, und es war selbstverständlich, daß er auch Staubs Nachfolger als Chefredaktor des Idiotikons wurde. Obwohl nach Alter und Amtsdauer der jüngste Redaktor, war er der „ranghöchste“ Akademiker und der einzige Germanist im verbleibenden Redaktionskollegium neben dem Historiker Schoch und dem Altphilologen Bruppacher; überdies brachte er auch charakterliche Eigenschaften mit, die ihn zum Chef zu prädestinieren schienen.



Albert Bachmann (1863-1934)

Mit Bachmann begann in jeder Beziehung eine „neue Epoche am Idiotikon<sup>99</sup>“, diesem Werk widmete er als Forscher seine Hauptkraft, ihm zuliebe verzichtete er zweimal darauf, Rektor der Universität zu werden, ihm zuliebe trat er vorzeitig von seinem Lehramt zurück, und es erscheint schon fast nicht mehr als Zufall, daß seine Todesanzeige im Idiotikon unmittelbar vor dem Artikel *Sprach* steht<sup>100</sup>. . . Systematisch machte Bachmann sich daran, jene Lücken zu schließen, die infolge der unzureichenden Organisation der ersten Sammlung im Material noch bestanden. Diese Lücken betrafen nicht in erster Linie den Wortbestand, sondern die zeitliche und geographische Belegdichte, und genau darum ging es Bachmann: Es kann ja nicht gleichgültig sein, ob der älteste Beleg eines Wortes aus dem 19. oder aus dem 14. Jahrhundert stammt, ob ein Wort nur aus einem oder aus zahlreichen Kantonen belegt ist. Zudem kann jeder neue Beleg eine neue Bedeutungsschattierung oder eine neue Verwendungsweise für ein bereits vorhandenes Wort beisteuern, was wir etwa schon an Hand der Unterschiede zwischen dem Probeartikel *Geiß* und der definitiven Redaktion feststellen konnten. Deshalb legte Bachmann auf ständiges Weitersammeln größtes Gewicht; 1920 schätzte er den Zuwachs an Belegen während der ersten zwanzig Jahre seiner Chefredaktion auf über eine Viertelmillion.

Wenn es auch eine gewisse Unverfrorenheit brauchte, das Material und damit zwangsläufig den Umfang des Werks auf diese Weise anschwellen zu lassen, so setzte Bachmann damit eigentlich nur etwas prononcierter die Praxis Staubs fort. Ebenso verhält es sich mit den Ortsangaben, die besonders Tobler am Herzen gelegen hatten, die aber bisher allzu fragmentarisch waren; die neuen Erkenntnisse der Sprachgeographie bewogen Bachmann, die Verbreitungsangaben stark zu vermehren — auch dies selbstverständlich mit allen Konsequenzen für den Umfang des Werks.

Einen Bruch mit der bisherigen Tradition bedeutete es aber, daß Bachmann schließlich die Idee des „Idiotikons“ als einer Sammlung eigentümlichen Sprachmaterials aufgab. Sie war für ihn wissenschaftlich gesehen „ein Überbleibsel aus vergangenen Tagen“, denn: „Wir haben kein Recht, guten Schweizerwörtern ihren Platz im schweizer-

deutschen Wörterbuch zu verweigern, bloß deswegen, weil die Wörter — zufällig, möchte man sagen — auch schriftsprachlich sind. . . . Der Standpunkt des Idiotikons ist also abzulehnen<sup>101</sup>.“

Schon Jacob Grimm war ähnlicher Ansicht gewesen: „Es liegt oft mehr daran zu wissen, ob ein ganz üblicher Ausdruck der Schriftsprache in der gemeinen Sprache des Volks vorhanden sey, oder ihr gebreche? als von einer scheinbar seltsamen, verderbten Form Kunde zu erhalten<sup>102</sup>.“ Durchgesetzt hat sich diese Auffassung erst gegen Ende des Jahrhunderts mit der lapidaren Maxime des schwäbischen Dialektologen Hermann Fischer: „Ein Dialektwörterbuch muß enthalten, was in einer Gegend üblich ist oder war<sup>103</sup>.“ Indem Bachmann sich diese Maxime zu eigen machte, setzte er sich nichts weniger zum Ziel, als aus dem „Idiotikon“ einen „Thesaurus“ zu machen, der den Wortschatz des Schweizerdeutschen möglichst vollständig umfassen sollte: „Erschöpfen läßt sich ja eine lebende Sprache niemals, aber das Erreichbare muß unser Ziel sein<sup>104</sup>.“ Dieses „Müssen“ des Linguisten stand nun aber in eklatantem Gegensatz zum „Sollen“ des Chefredaktors, der nach wie vor zur Einhaltung der Beschlüsse von 1891 verpflichtet gewesen wäre.

Für Bachmann war klar, daß in diesem Konflikt die Wissenschaft den Vorrang haben mußte. Er machte ein einziges Zugeständnis an die „Politik“: Er verkündete seine Prinzipien nicht allzu laut. Allerdings meldete er schon in seinem ersten Jahresbericht einen Zustrom neuen Materials, „teils infolge erneuter Bemühungen der Redaktoren<sup>105</sup>“; schon 1898 spricht er von einem Ergänzungsband, welcher dereinst die Masse der Nachträge zu den Bänden seiner Vorgänger aufnehmen müßte, und 1900 gibt er sogar unumwunden zu, daß die Redaktion der „gewaltigen Vermehrung [des Materials] nicht Einhalt getan, sondern [sie] nach Kräften gefördert hat, gehört es doch zur Aufgabe des Idiotikons als eines abschließenden Sammelwerks, seinen Stoff tunlichst zu erschöpfen<sup>106</sup>.“

Die Konsequenzen blieben nicht aus. Hatte man in den ersten vierzehn Jahren (1881-1895) in drei Bänden noch die Wörter mit elf verschiedenen Anfangsbuchstaben behandelt, so bewältigte man in

den nächsten vierzehn Jahren (1895-1909) in ebenfalls drei Bänden nur noch fünf Anfangsbuchstaben. Der Leitende Ausschuß konnte noch nicht voraussehen, daß man in den nächsten dreiundvierzig Jahren in fünf Bänden bloß noch einen einzigen Buchstaben würde behandeln können; dennoch hielt er es 1904 für angezeigt, zum zweiten Mal die Notbremse zu ziehen. Wiederum ermahnt er die Redaktoren per Zirkular zur Beschränkung, er versucht verzweifelt, das Idiotikonprinzip von neuem zu bekräftigen, und kämpft gegen die Masse älterer Belege.

Es ist fast unnötig, zu sagen, daß jene Beschwörungen Bachmann nicht irre machen konnten. Gerade damals begannen zudem seine Bemühungen als Universitätslehrer, einen Kreis junger Dialektologen heranzuziehen, ihre ersten Früchte zu tragen, und er war fest entschlossen, die Arbeitsergebnisse seiner Schüler in den Dienst des Idiotikons zu stellen. Schon den Begründern hatte ja eine Grammatik vorgeschwebt, die wie weiland Pfarrer Stalders *Landessprachen der Schweiz* (1819) das Idiotikon begleiten sollte, um es gleichzeitig zu ergänzen und zu entlasten. Aber erst Bachmann nahm die Verwirklichung einer „dem Idiotikon ebenbürtigen monumentalen Grammatik des Schweizerdeutschen<sup>107</sup>“ mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit an die Hand, indem er seine Dissertanten systematisch die „Grammatik“ verschiedener Mundarten behandeln ließ, besonders solcher Gegenden, die im Material des Idiotikons schlecht vertreten waren. Er achtete darauf, daß möglichst alle Arbeiten nach dem gleichen Muster verfertigt und damit leicht vergleichbar wurden. Den Hauptteil bildet stets die Lautlehre mit einem kurzen beschreibenden und einem ausführlichen historischen Abschnitt. Die Flexion wird jeweils kürzer behandelt, und den Abschluß machen häufig sprachgeographische Bemerkungen und einige Isoglossenkarten. Bachmann vermochte den Leitenden Ausschuß zur Gründung einer Publikationsreihe zu bewegen, in der diese Arbeiten unter dem Titel *Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik* (BSG) mit finanzieller Unterstützung des Idiotikons veröffentlicht werden konnten. 1910 erschien, nach langer Vorbereitung, mit Jakob Vetsch's Arbeit über die Appenzeller Mundarten der erste Band.

Die Beiträge verschafften dem Idiotikon zuverlässig transkribiertes und lokalisiertes Material in großer Fülle. Gleichzeitig ließen sie die geographische Struktur des Schweizerdeutschen immer genauer hervortreten; schon um 1900 ging die Redaktion daran, „dialektgeographische Tatsachen . . . kartographisch zu fixieren<sup>108</sup>“. Ebenfalls vorwiegend sprachgeographische Interessen verfolgte Bachmann mit seinem „Schweizerdeutschen Kränzchen“, einer freiwilligen Veranstaltung, die vor allem aus „Dialektfahrten“ zur Erhellung der Verhältnisse in sprachlichen Übergangslandschaften bestand.

Obwohl Bachmann außer dem sporadischen „Kränzchen“ eigenartigerweise an der Universität keine dialektologischen Veranstaltungen durchführte, brachte er die wissenschaftliche Dialektologie in der Schweiz recht eigentlich in Schwung. Er vermochte viele Dissertanten anzuziehen, obwohl er ein strenger, übergenuer Lehrer war; bei ihm bot das Dissertieren aber keine übermäßigen Probleme, da Methode und Darstellung weitgehend vorgegeben, die starke Führung garantiert war; verlangt war nicht Genialität, sondern Ausdauer, Fleiß und Gehorsam.

Indessen wuchs das Idiotikon tatsächlich „mehr und mehr zu einem gewaltigen Monument schweizerdeutscher Sprache und Volksart<sup>109</sup>“ an, und Bachmann war nicht gesonnen, dieses Wachstum durch irgendwelche von außen aufgezwungene Grundsätze zu beschneiden, auch wenn ihm dies zur „strengen Pflicht<sup>110</sup>“ gemacht wurde. Als 1908 in der Geschäftsprüfungskommission des Nationalrats vernehmlich über das Idiotikon gemurrt wurde, sandte Bachmann den Mitgliedern zur Besänftigung einen höchst lobenden Aufsatz über das Idiotikon, den der berühmte Etymologe Friedrich Kluge eben im Jahresbericht 1907 veröffentlicht hatte. Im übrigen war er froh, daß sich der Präsident des Leitenden Ausschusses, Nationalrat Oberst Ulrich Meister, im Rat für das Wörterbuch einsetzte. Seine Grundsätze änderte er nicht. Um die Arbeit zu beschleunigen, versuchten Meister und Bachmann allerdings, den Luzerner Sprachwissenschaftler Renward Brandstetter (1860-1942) als Mitarbeiter und „Büreauchef“ zu gewinnen; doch Brandstetter hatte sich damals bereits von der Dialektologie abgewandt und lehnte nach einigem Zögern das Angebot ab.

Nach diesem zweiten Mißerfolg scheint sich der Leitende Ausschuß viele Jahre damit abgefunden zu haben, daß er auf die Redaktionsarbeit selber kaum konkreten Einfluß nehmen konnte. Er versuchte zwar immer wieder, die Redaktoren zur Erhöhung des Publikationstempos anzuhalten, aber auch darin war er wenig erfolgreich. Denn der ständige Materialzufluß vergrößerte in gleichem Maße den Redaktionsaufwand; selbst wenn der fertige Artikel nur wenige Belege enthielt, hatte der Redaktor vorher doch alle durchsehen müssen — eine zeitraubende Arbeit, der „kein Äquivalent an gedrucktem Papier entspricht“<sup>111</sup>.

Die nachgiebige Haltung wurde dem Leitenden Ausschuß auch dadurch erleichtert, daß damals die Finanzierung des Werks ziemlich gesichert erschien. Dies änderte sich in den dreißiger Jahren, als die Eidgenossenschaft und viele Kantone ihre Beiträge drastisch kürzen mußten. Dadurch wurden die Bemühungen um Kürzung und Beschleunigung aktueller als je zuvor. Im Juli 1933 mußte Bachmann selber in einer Eingabe an das Departement des Innern einschneidende „Vereinfachungen“ vorschlagen; der laufende zehnte und „als Schlußbände“<sup>112</sup> der elfte und zwölfte Band sollten nicht mehr als je 2000 bis allerhöchstens 2200 Spalten umfassen; daher sollten die Belege um die Hälfte (!) reduziert werden.

Bachmann überlebte diese schmerzhaften Zugeständnisse nur um wenige Monate. Seine Nachfolger scheinen sich kaum um die „Vereinfachungen“ gekümmert zu haben, obwohl die Subventionen noch mehrmals weiter gekürzt wurden und obwohl das Idiotikon mit Otto Gröger jetzt einen Leiter bekommen hatte, dem jedermann sanfte Gemütsart bescheinigte; Band XI war nicht nur weit davon entfernt, der zweitletzte des Werks zu sein, er ist mit seinen 2470 Spalten auch der bisher umfangreichste geworden ...

So rückte der Abschluß des Werks in immer weitere Ferne. Die zahllosen Prognosen über den ersehnten Zeitpunkt sind rührende Zeugnisse für die Gebrechlichkeit menschlicher Voraussicht. Wir erinnern uns: Staub rechnete 1881 mit vier Bänden, die 1900 abgeschlossen sein würden; schon 1891 wurde befürchtet, man würde es

bis 1920 auf acht Bände bringen. Um 1900 machte man in Zweckoptimismus: „der größere und schwierigere Weg [liegt] hinter uns, . . . wir [dürfen] hoffen, in nicht allzu ferner Zeit ans Ziel zu kommen“, verkündete der Jahresbericht von 1900<sup>113</sup>, nach jenem von 1905 rückt der „Abschluß des ganzen Werks mehr und mehr in greifbare Nähe<sup>114</sup>“, und im folgenden Jahre sprach auch Heinrich Bruppacher von einem Abschluß „in absehbarer Nähe<sup>115</sup>“. Dann allerdings wurde man vorsichtig, längere Zeit verstummten die Propheten, bis sich Bachmann 1933 unter dem Druck der Verhältnisse zur Versicherung hinreißen ließ, das Wörterbuch müsse „unbedingt mit dem 12. Bande zum Abschluß kommen<sup>116</sup>“, und dies werde um 1948 der Fall sein. Aber schon 1940 sah Heinrich Baumgartner voraus, daß mindestens dreizehn Bände nötig sein würden, wodurch der Abschluß auf etwa 1970 hinausgeschoben würde.

Allmählich setzte sich jedoch die Einsicht durch, daß für Werke dieser Art dermaßen lange Bearbeitungszeiten „normal“ sind. Die Redaktoren gewöhnten sich das Prophezeien und die Behörden das Drängen ab; sie taten gut daran, denn selbst Rudolf Hotzenköcherles vorsichtige Hoffnung aus den fünfziger Jahren auf einen Abschluß um 1990 wird sich zerschlagen — so viel ist heute schon gewiß.

Es gibt Familien, in denen sich die Subskription auf das Idiotikon seit 1881 von Generation zu Generation vererbt: Es wird die fünfte Generation sein, die das vollendete Wörterbuch in ihren Bücher-schrank stellen kann. Aber schon jetzt, lange bevor „die Ernte . . . eingebracht“ ist, läßt sie uns „erstaunen über den eignen Reichtum<sup>117</sup>“; und dies ist einzig den Redaktoren, allen voran Albert Bachmann, zu verdanken, denen der Ausbau des Idiotikons zur nationalen „Schatzkammer“ eine unverzichtbare Pflicht der Wissenschaft bedeutete, die sie in konstruktivem Ungehorsam gegenüber allen Einschränkungsversuchen erfüllten.

Natürlich muß zugegeben werden, daß das Idiotikon durch die Umgestaltung zum Thesaurus das Ideal eines „Volksbuchs“ vollends aufgegeben hat. War es aber überhaupt je richtig, mit dem gleichen Werk den „Gelehrten“ und dem „Volk“ dienen zu wollen? Einen



brauchbareren Weg hat schon 1906 der realistische Heinrich Brupacher gewiesen, als er eine „Volksausgabe“ des Wörterbuchs anregte, eine Idee, die kürzlich von Peter Dalcher wieder aufgegriffen wurde: auf dem Hauptwerk beruhend, aber ohne seine Belegmasse und in einfacher Anordnung sollte diese Ausgabe in höchstens zwei Bänden dem „Volk“ sein Idiotikon zurückgeben. Dann könnte sich zeigen, daß die Lexikographie zwar die Bedürfnisse der Wissenschaft und des Publikums kaum gleichzeitig erfüllen kann, daß sich aber erst auf einer guten wissenschaftlichen Grundlage ein gutes Buch für das „Volk“ schreiben läßt: Eine künftige „Volksausgabe“ wird beweisen, daß Bachmanns Entscheid zur Maßlosigkeit richtig war und daß sich die Investitionen auch für das „große Publikum“ gelohnt haben.

## Arbeit und Zusammenarbeit

„... wir sind kein Ausbund, sondern nur ein Ausschuß ...“ Friedrich Staub an den Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft,  
24. Mai 1862

Die strengen Spalten des Idiotikons lassen einen allzu leicht vergessen, daß dahinter Menschen stehen, die den Bau in mühsamer Qualitätsarbeit aufgerichtet haben, die an der Arbeit und an der Zusammenarbeit nicht nur wohl gelebt, sondern manchmal auch gelitten haben. Ein Werk wie das Idiotikon ist nur durch die Arbeit vieler zu verwirklichen, und seine Qualität hängt auch von der Qualität der Zusammenarbeit ab.

Den ersten Band bearbeiteten Staub und Tobler „gemeinschaftlich in der Weise, daß einer von ihnen den ersten Entwurf eines Artikels lieferte, worauf in gemeinsamer Besprechung der endgültige Text festgestellt wurde<sup>118</sup>“. Mit der Vergrößerung der Redaktorenzahl wurde die Endredaktion Staub übertragen, doch pflegte er seine Änderungen stets mit dem Verfasser des Artikels zu besprechen. Das *Reglement für die Redaktionsarbeit und das Bureau* von 1888 institutionalisierte diese Zusammenarbeit: Jeder Redaktor liest alle Manuskripte seiner Kollegen und gibt seinen Kommentar dazu; „nach beendigter Circulation setzt der Hauptredaktor die schließliche Redaktion des Manuscripts fest; doch darf er dieses nicht in die Druckerei versenden, ohne daß den übrigen Redaktoren und besonders dem betreffenden Verfasser von allfälligen nennenswerthen Abänderungen Kenntniß gegeben und Gelegenheit geboten worden wäre, abweichende Ansichten zur Geltung zu bringen. Jedem Redaktor, der sich bei dem Entscheid seiner Kollegen oder des Hauptredaktor's nicht beruhigen kann, steht jedoch die Berufung an die Redaktionskommission offen, welche dann die Frage endgültig erledigt“ (§ 2).

Diese vorbildliche Mitbestimmung gewährleistete eine auch menschlich befriedigende Zusammenarbeit. Der väterliche Patriot Staub und der schwierige Philosoph Tobler verstanden sich trotz gelegent-

lichen Meinungsverschiedenheiten gut, und Staub gelang es, seine Begeisterung auch auf die Mitarbeiter zu übertragen, wie die rührende Geschichte der „Gehülfin“ Emilie Roche-Weber zeigt, die noch im Spital „aus dem Munde von Saalgenossinnen“ Aufzeichnungen für das Idiotikon machte<sup>119</sup>!

Unter Bachmann geriet das Reglement von 1881 eher in Vergessenheit. Der neue Chef schrieb die Artikel seiner Mitredaktoren oft vollständig um, ohne sich um ihre Einwände zu kümmern. Die Korrektur schien manchmal wichtiger als ihr Resultat, und sie nahm ihn dermaßen in Anspruch, daß er in all den Jahren kaum je dazu kam, einen Artikel selbst aus den Quellen zu bearbeiten.

Der selbstherrliche Umgang mit ihren Manuskripten kränkte die Mitarbeiter, die zu Untergebenen geworden waren; zu allem Überfluß beteuerte Bachmann immer wieder, nur die Unfähigkeit, ja Bosheit der Redaktoren zwingt ihn zu so unfruchtbarer Fron und halte ihn von eigener schöpferischer Arbeit ab. In allen Mitarbeiterverträgen stand die Verpflichtung, druckreife Beiträge abzuliefern; diese Bestimmung führte so wenig zu einer Besserung wie die Tatsache, daß fast alle Redaktoren aus des Chefredaktors eigener Schule stammten ...

Nicht nur die geringe Entlohnung, vor allem diese schwierige Atmosphäre in der Redaktionsstube führte zu ständigem Redaktorenwechsel. Nur einmal aber kam es zu einem Aufstand der Redaktoren: Als der Ausschuß und der Chefredaktor 1908 alles daran setzten, Brandstetter als Büreauchef zu gewinnen, und ihm ein sehr hohes Salär boten, mußten die anderen Redaktoren diese Bevorzugung als beleidigende Herabsetzung ihrer eigenen Tätigkeit empfinden: Sie kündigten geschlossen wie ein Mann ihre Stellen; selbst der vornehme Professor Schwyzer beteiligte sich zum Entsetzen der professoralen und „altzürcherischen“ Ausschußmitglieder an der „gewerkschaftlichen“ Aktion.

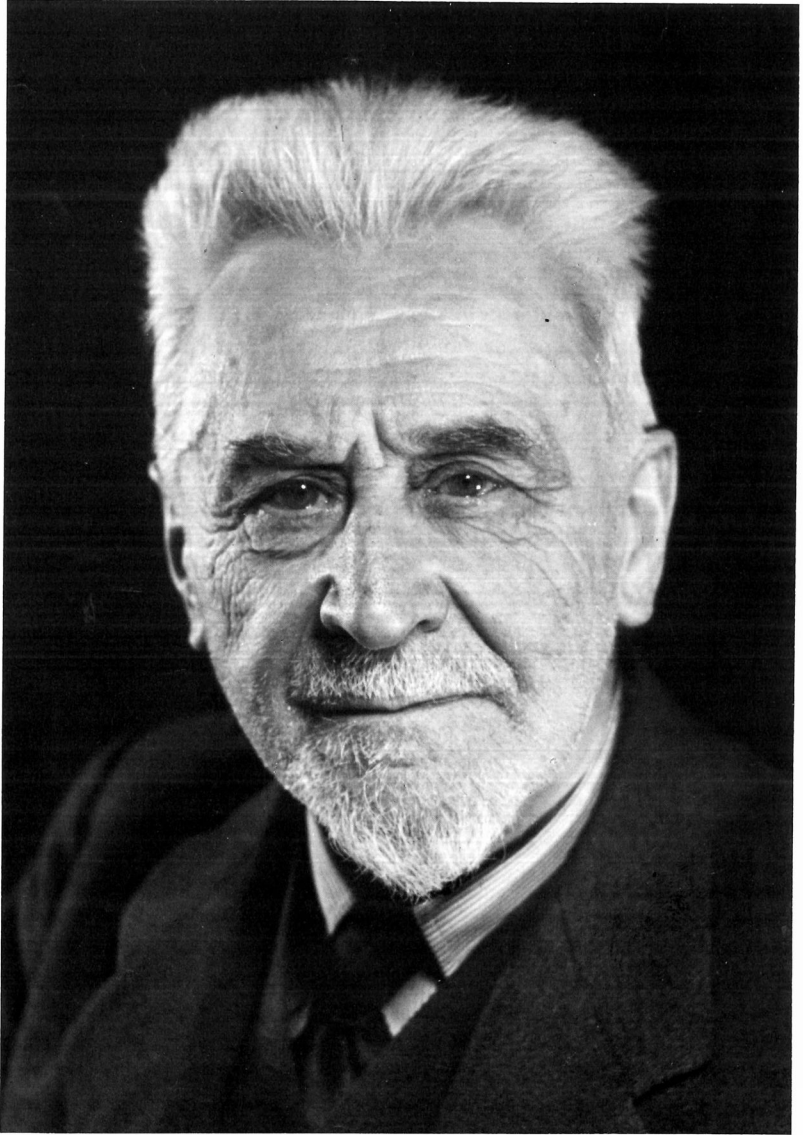
Was dennoch in jenen vierzig Jahren geleistet wurde, grenzt an ein kleines Mirakel, dessen menschliche Kosten sich allerdings nie

werden berechnen lassen. Ein nicht geringes Verdienst dürfte dabei dem langjährigen Bürochef Otto Gröger (1876-1953) zukommen. Seit 1911 am Idiotikon beschäftigt, versuchte er lange Jahre zwischen dem Chef und den Untergebenen zu vermitteln; er war neben Schwyzer, der jedoch seine Mitarbeit ständig reduzierte, der ruhende Pol in jenem Kommen und Gehen. Man hat ihm seine Treue schlecht gedankt.

Gröger war geborener Österreicher. Obwohl er schon 1913 das Schweizer Bürgerrecht erworben hatte, hat man ihn an diesem vaterländischen Unternehmen offenbar immer ein wenig als Fremden betrachtet. Selbst von seinen Kollegen mußte er zu hören bekommen, daß er es nur dank seiner Erziehung zum kaiserlich-königlichen Untertan so lange bei seinem Chef auszuhalten vermöge . . .

Aber auch Gröger war nicht kritiklos. Er glaubte, der Chef sollte sich von seiner Verantwortung wenigstens teilweise entlasten, indem er die Redaktoren ihre Artikel unterzeichnen ließ: Dann müßte nicht mehr jedes Wort im Idiotikon den Vorstellungen des Chefs entsprechen, er gewänne Zeit zu eigener Arbeit aus den Quellen. Nach zwanzig Jahren am Idiotikon wagte es Gröger, seinen Vorschlag dem Chef zu unterbreiten. Dies führte zu schweren Auseinandersetzungen, in deren Verlauf der Leitende Ausschuß dem Bürochef mit der Kündigung drohte. Gröger war vierundfünfzig und mit Mitteln nicht gesegnet; die Zeiten waren schlecht, er lenkte ein.

Vier Jahre später starb Bachmann. Trotz Grögers wissenschaftlichen Qualifikationen dachte der Leitende Ausschuß nicht daran, den ehemaligen Ausländer zum neuen Chefredaktor zu wählen; Wilhelm Wiget, Bachmanns Nachfolger an der Universität, hatte zwar seinerzeit am Idiotikon gearbeitet, lehnte die Stelle aber von vornherein ab; schon im Juni des gleichen Jahres 1934 starb auch Wiget. Sein Nachfolger auf dem germanistischen Lehrstuhl, Rudolf Hotzenköcherle, verzichtete ebenfalls auf die Chefredaktion des Idiotikons; die Personalunion Lehrstuhlinhaber/Chefredaktor mußte aufgegeben werden. Der Versuch, Manfred Szadowski oder Walter Henzen als Chef des Wörterbuchs zu gewinnen, mißlang ebenfalls; die schlechte Finanz-



Otto Gröger (1876-1953)

lage erlaubte keine anständigen Angebote. Andererseits war man aus dem gleichen Grunde gar nicht so unglücklich, keinen Chefredaktor mit entsprechend erhöhtem Salär finden zu können; der gute Gröger würde auch ohne Titel und höhere Entlohnung den Karren irgendwie durch die schlechten Zeiten schleppen.

Man verfiel auf den Ausweg, die Redaktion den drei verbleibenden männlichen Redaktoren gemeinsam zu übertragen. Gröger blieb Büreauchef, die beiden promovierten Frauen mußten sich weiterhin als „Hilfsarbeiterinnen“ bescheiden. Eduard Schwyzer, seit 1927 Professor in Berlin, wurde als Gutachter eingesetzt, dem die Fahnen vor der Drucklegung unterbreitet werden mußten.

Da es nur keinen Chefredaktor mehr gab, mußte der Leitende Ausschuß dem unlängst vehement und aus „rein wissenschaftlichen“ Gründen abgelehnten Begehren der Redaktoren stattgegeben: Von nun an zeichnet jeder seine Artikel. Im zehnten Band des Idiotikons wurde diese Neuerung angezeigt — sinnigerweise in der Todesanzeige für Bachmann ...

Gröger wurde nie offiziell zum Chefredaktor gewählt. Die offensichtliche Zurücksetzung minderte seinen Einsatz für das Werk nicht, und durch seine Art ist er dem Werk „in einem Maße zum Heil geworden, das nur seine Mitarbeiter ganz einzuschätzen vermögen<sup>120</sup>“. Die Stellung eines „primus inter pares“ scheint Grögers bescheidenem Wesen sogar besonders entsprochen zu haben, dennoch wies er dem „Kollegium“ unverkennbar die Richtung: unbeirrbares Festhalten an eingespielten Lösungen. Denn auch die Einführung der signierten Artikel bedeutete nicht eine absolute Verselbständigung des einzelnen Redaktors, vielmehr eine Wiederaufnahme der kollegialen Verfahren des Reglements von 1888. Wie unter Staub zirkulieren seither wieder sämtliche Manuskripte, aber die endgültige Redaktion wird nicht mehr durch den Chefredaktor oder die inzwischen verschwundene Redaktionskommission festgesetzt, sondern durch das Kollegium in offener Diskussion und nie gegen den Willen des zeichnenden Redaktors. Als Eduard Schwyzer 1943 starb, wurde das Amt eines Gutachters nicht mehr besetzt, das Schwyzer zurückhaltend und konstruktiv fast bis zu seinem letzten Lebenstag versehen hatte.

## Spr-

### spra—spru.

spræ<sup>n</sup> s. *spräjē<sup>n</sup>*.

**Spreie<sup>n</sup>** f.: Star, Sturnus vulg. S; VSV. 1916. — Vgl. Martin-Lienh. II 555 (*Spreie* usw.), dazu: ‚Sturnus ... circa Argentoratum et Francordiam ein sprehe, Flandris spreuwe, Brabantis sprue.‘ Gesn. 1555 (dafür: ‚Der staar oder rinder-

staar, so auch sprehe genennt wirdt.‘ Vogelb. 1557), zur Etym. und Verbreitung des bes. dem Nd. und Md. eigenen Wortes Weig.<sup>5</sup> 928 („Sprehe“); HSuolahti 1909, 167 ff.

**Sprī<sup>i</sup>** m.: Spiritus, Schnaps U. — Wohl aus frz. esprit, vgl. *Sprīt*.

Sprū usw. s. *Sprūw*.

Hier hörte **Prof. Dr. Albert Bachmann** auf zu wirken. Bei der Durchsicht der letzten Artikel stand er bereits in schwerem Kampf mit seinem Leiden. Beinahe vier Jahrzehnte ist er als Nachfolger *Fr. Staubs* (siehe den Nachruf Bd IV 351/2) dem Werk vorgestanden und hat es mit ganzer Hingabe und vollem Einsatz seiner Persönlichkeit, stets im Einklang mit der raschen Entwicklung der Sprachwissenschaft, weitergeführt.

Von nun an wird jeder Redaktor am Schlusse des von ihm bearbeiteten Abschnittes zeichnen.

### sprach—spruch.

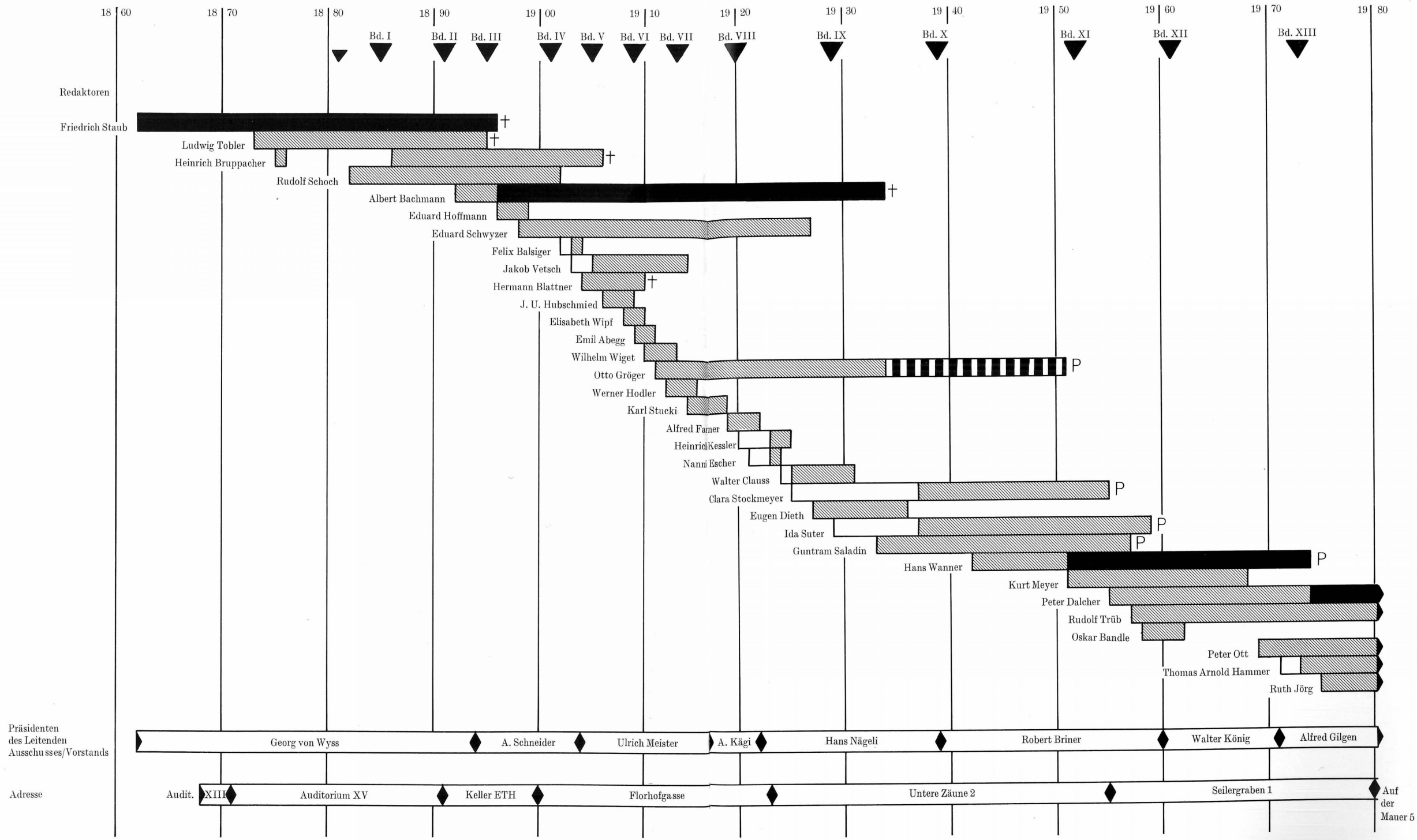
**Spräch** I (bzw. -ō<sup>2</sup>, -ō<sup>1</sup>) — f., Pl. -ē<sup>n</sup>, in FJ. -i, in PÄger -ene<sup>n</sup> (s. Anm.): wesentl. wienhd. Sprache. ‚Eloquium, red, spraach, außsprächung.‘ FRIS., MAL.; DENZL. 1677. 1716. 1. als Tätigkeitsbezeichnung. a) vom Sprechen eines einzelnen in einem best. Fall, in formelhaften Wendungen. *Nüd rēcht use<sup>n</sup>, füre<sup>n</sup> welle<sup>n</sup> (dörfe<sup>n</sup>) mit der Spr.* oä. wohl allg. *Tag und Nacht ischt-si hinder-im* [die Mutter hinter der Tochter] *g’siv<sup>n</sup>, es soll d’Charter<sup>n</sup> füre<sup>n</sup>gē<sup>n</sup>, mit wēm-es-sich a<sup>n</sup>g’lō<sup>n</sup> heig ... Aber Lusi het nid use<sup>n</sup> welle<sup>n</sup> mit der Spr.* SGFELLER 1911. [N.] *het z’erscht noch chlv<sup>n</sup> Fisi-madänte g’macht; aber dernō<sup>n</sup> ist-er awē<sup>n</sup> mit der Spr.* füre<sup>n</sup>g’rück<sup>t</sup>. ebd. *Uf das ache<sup>n</sup>* [die Aufforderung, zu einem Antrag Stellung zu nehmen] *heiv<sup>n</sup> die Mannen enangere<sup>n</sup> wider a<sup>n</sup>fah<sup>n</sup> a<sup>n</sup>luegen<sup>n</sup>, wēder es het neue<sup>n</sup> ke<sup>n</sup>nen eso rēcht mit der Spr.* füre<sup>n</sup> welle<sup>n</sup>. LOOSLI 1921.


S. auch Bd VI 853 u. ‚Mit der Spr. nicht heraufwollen, tergiversari, mentem premere; mit der Spr. heraufkommen, promere, proferre animi sensa, aperire mentem.‘ DENZL. 1677. 1716. S. noch Bd VII 1613 u. Im Imp. *Jez use<sup>n</sup> mit der Spr.: wie g’heidist?* A CORR. *Sid nid eso gauchi, vor mir bruchet-er nüt z’verstecke<sup>n</sup>; nu füre<sup>n</sup> mit der Spr.*! JJÖRGER 1918. S. noch Bd VI 859 o. ‚Um Gottes Willen, gehe doch mit der Spr. heraus!‘ 1773, Z. Brief. Von der einzelnen Äußerung, mit Inhaltssatz; vgl. Bd VI 526 M. [Nach langem Zögern] *est-er due met der Spr. chor<sup>n</sup>, er heige de Schibe<sup>n</sup> zerschlagen* BLAU. *Ändlech esch<sup>n</sup>s-em* [dem Manne] *due use<sup>n</sup>g’chit un<sup>d</sup> er escht met der Spr. chor<sup>n</sup>, es sige drum net ganz süfer<sup>n</sup> en ünsem Hüs.* CHR REICHENB. 1916. — b) vom Sprechen Mehrerer. a) = *Red 3a* (Bd VI 524). *Keiv<sup>n</sup> Spr. devor!* ZUST. (Dän.). *Vor dem* [vom Heimgehen] *ist nu<sup>n</sup> keiv<sup>n</sup> Spr.* STUTZ, Gem. S. noch Bd I 1221 o. Etw. *chunnt z’Spr.* AA (H.). *Mit ein<sup>n</sup> z’Spr. chor<sup>n</sup>* über etw. AA (H.); Bs (Seiler). *Der*


Todesanzeige für Albert Bachmann, I diotikon X, Sp. 717/718.


An der Eigenverantwortung der Redaktoren und am Kollegialsystem änderte sich nichts, als nach Grögers Rücktritt 1951 das Amt des Chefredaktors auch offiziell wieder besetzt wurde, zuerst durch Hans Wanner (der im 12. Band die Einführung eines alphabetischen Gesamtregisters wagte) und nach seiner Pensionierung 1974 durch Peter Dalcher. Das System hat sich bewährt, das beweisen schon die seit bald fünfzig Jahren auch in Konjunkturzeiten selten gewordenen Kündigungen (die Verbesserung der Saläre stammt aus viel jüngerer Vergangenheit!). Tatsächlich entspricht diese „Verbindung von kollegialer mit persönlicher Verantwortung<sup>121</sup>“ am besten den wissenschaftlichen und menschlichen Bedürfnissen des einzelnen Mitarbeiters wie den Erfordernissen eines Werks, dessen Pläne längst vorgezeichnet sind und das mit wachsendem Alter immer weniger Raum für Spektakuläres bietet, aber stets gleichbleibender Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Ausdauer auch im Kleinsten bedarf.







 Dienstzeit als Chefredaktor


 Dienstzeit als Redaktor

 1. Heft

 Pensionierung

 Dienstzeit als faktischer Chefredaktor

 Dienstzeit als Hilfskraft/Hilfsredaktor

 Idiotikon-Bände

## Rechts- und Finanzgeschichte eines vaterländischen Unternehmens

*„... die erforderlichen Mittel zu einem großartigen Denkmal zu gewinnen ...“*

Rechenschaftsbericht von 1868

Die Antiquarische Gesellschaft als Initiatorin des Idiotikons blieb lange Jahre auch seine juristische Trägerin; die entsprechenden Aufgaben ließ sie durch den Leitenden Ausschuss wahrnehmen, der in den ersten Jahren kaum eine andere Funktion hatte, als die von Staub verfaßten Rundschreiben und gelegentlichen Rechenschaftsberichte zu unterzeichnen.

Der Finanzhaushalt war denkbar einfach. Die geringen Ausgaben für eine schlecht bezahlte Büroangestellte (seit 1867) und für Papier- und Portokosten konnten durch einen während Jahrzehnten gleichbleibenden jährlichen Beitrag der Antiquarischen Gesellschaft von 400 Franken, durch Zuwendungen der Historischen Gesellschaft und durch private Spenden gedeckt werden. Staub arbeitete unentgeltlich und kam für die meisten Bücher auf (die er der Schweizerischen Landesbibliothek vermachte); der Arbeitsraum wurde anfänglich von der Antiquarischen Gesellschaft gestellt, seit 1868 stellte der Kanton Zürich einen Raum an der Universität samt Beleuchtung und Heizung unentgeltlich zur Verfügung.

Man merkte bald einmal, daß mit größeren Geldmitteln raschere Fortschritte erzielt werden könnten, da besonders in den armen Bergkantonen fähige Korrespondenten fast nur gegen Bezahlung zu gewinnen waren: Man muß sich daran erinnern, daß damals in jenen Gegenden beispielsweise die Lehrer, die als Korrespondenten dort am ehesten in Frage kamen, darauf angewiesen waren, in der schulfreien Zeit einer bezahlten Nebenbeschäftigung nachgehen zu können. Deshalb wandte sich Ferdinand Keller schon im Oktober 1863 mit

der Bitte um finanzielle Unterstützung des Idiotikons an den Bundesrat. Aber obwohl das Gesuch vom berühmten Präsidenten der angesehenen Gesellschaft unterzeichnet war, antwortete die Bundeskanzlei am 27. November ebenso kühl wie klar: „Wir sollen Ihnen zu erwidern die Ehre haben, daß die Behörde zwar Ihrem Unternehmen und dessen vaterländischem Charakter alle Anerkennung zolle, in zwischen nicht im Falle sei, auf obiges Gesuch einzutreten<sup>122</sup>“.

Darauf versuchte es der Leitende Ausschuß im Februar 1864 mit einem Bettelbrief an einen „größeren Kreis von Gebildeten<sup>123</sup>“; dies brachte einige Spenden ein, etwa das Kolleg-Geld für eine Vorlesung über zürichdeutsche Grammatik, die Schweizer-Sidler im Sommersemester 1864 las; die Unterstützung der Kantone blieb weiterhin aus. Die zugeknöpfte Haltung der Behörden scheint Friedrich Staub sehr gekränkt zu haben: „Unsere vielfachen Versuche, die erforderlichen Mittel zu einem großartigen, auf die Höhe der Wissenschaft und der Nation sich stellenden Denkmal zu gewinnen, sind am Bundespalais und an den Kantonen gescheitert“, klagt er im Rechenschaftsbericht von 1868<sup>124</sup>.

Als man zehn Jahre später, am 27. Oktober 1873, ein zweites Gesuch an den Bundesrat richtete, scheint man die Enttäuschung verdrängt, den damaligen Mißerfolg zur patriotischen Selbstlosigkeit stilisiert zu haben: „Wir haben“, beteuert der Jahresbericht von 1873/74, „nicht ohne ernstliches Widerstreben diesen Entschluß gefaßt und damit die Bahn absoluter Unabhängigkeit und Freiwilligkeit verlassen. Der schöne Traum, das Vaterland und seine Behörden eines Tages mit der Frucht vielseitiger Opferwilligkeit seiner Söhne überraschen zu können, hat vor der nüchternen Berechnung weichen müssen, daß mit der stolzen Verzichtleistung auf materielle Hülfe die Vollendung unseres Planes in unabsehbare Ferne gerückt . . . würde<sup>125</sup>“.

Die kleine Selbsttäuschung über die eigene Tugend ist allerdings verzeihlich: 1863 war es vor allem darum gegangen, Geldmittel für die bedürftigen Korrespondenten und das Bureau zu gewinnen, erst jetzt ging es um die Entlohnung der Bearbeiter, genau genommen Toblers, denn Staub sollte sich in der Folge noch längere Zeit weigern,

Der Regierungsrath,  
auf Wunsch eines Antrages der Simony-  
Direction,

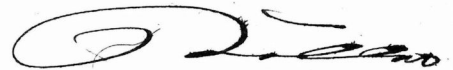
beschließt:

**I** bewilligt dem für das Schweizerische  
Historikon bestellten Commissioner zu nächst  
für das Jahr 1874 ein Lothung von Frs.  
1500 auf Befragung der Comitee für  
Anwesenheitsarbeiten zugewendet.

**II** Stellungnahme an die Direction der  
an die Simonydirection.

Zürich den 10. Januar 1874.

Der Herr Regierungsrath,  
Der Hauptschreiber:



ein Entgelt für seinen Einsatz anzunehmen, den er als christliche und patriotische Pflicht und ein klein wenig auch als „Buße“ für nicht geleisteten Militärdienst empfand. Trotz der höheren Summen, die man jetzt verlangen mußte, war die Erfolgsaussicht bedeutend besser als vor zehn Jahren: Staubs Tätigkeit, seine Vorträge, sein „Müeden“ (wie er es nannte) um Mithilfe in allen Kantonen hatten das Unternehmen in weiten Kreisen bekannt gemacht. Überdies wurde das neue Gesuch von den Vorständen der Schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft und des Schweizerischen Gymnasiallehrerverbandes unterstützt (mit beiden Körperschaften bestanden enge personelle Verbindungen).

Diesmal bewilligte der Bund für 1874 einen Beitrag von 3000 Franken<sup>126</sup>, 2000 Franken weniger als beantragt; dafür wurde von Anfang an eine Fortsetzung der Subvention ins Auge gefaßt — entgegen dem Antrag der Ständeratskommission, „daß zur Bewilligung weiterer Jahresbeiträge genauere Angaben über die Anlage und die Dauer dieses Werkes entgegengenommen werden sollen, und daß man sich überhaupt für die Zukunft freie Hand vorbehalte<sup>127</sup>.“

Auch einige Kantone zeigten sich großzügig: Noch vor Bundesrat Knüsel konnte Gottfried Keller als Zürcher Staatsschreiber einen Beitrag seiner Regierung anmelden. Der Kanton Zürich ist seither nach der Eidgenossenschaft der freigiebigste Mäzen des Idiotikons geblieben.

Mit dem folgenreichen Entscheid von 1873 hat der Bund gegenüber dem Idiotikon tatsächlich die „freie Hand“ verloren: In immer erheblicherem Ausmaße wurde das Werk von seiner Unterstützung abhängig; nicht erst heute würde der Entzug der Bundeshilfe das augenblickliche Ende des Unternehmens bedeuten. Aber auch der Leitende Ausschuß hatte richtig geahnt: Die Bundesunterstützung mußte durch Abstriche an der bisherigen „absoluten Unabhängigkeit“ erkaufte und das Unternehmen auf eine verbindlichere Rechtsgrundlage gestellt werden. Dies geschah durch das „Reglement betreffend Erstellung des schweizerischen Idiotikons“, das am 11. Januar 1874 von der Antiquarischen Gesellschaft „bis zur allfälligen Bildung einer

Bern, den 10. März 1874.



Das Departement des Innern  
der  
Schweizerischen Eidgenossenschaft  
an

das kanton. Comité des Sciences des Arts des Sciences  
Städtische Bücherbibliothek

Lehrer  
Lehrer J. J. J.

Hiermit wird Ihnen mitgeteilt, dass die  
Bundessubvention über den Ankauf von 1000  
Büchern im Betrag von Fr. 3000. - als Bundesbeitrag zum  
Unterstützen der Ausgabe der Bibliothek, des Lehr-  
büchereigenen Ankaufes bewilligt ist.

Die Ausgabe für den Ankauf ist über Ihren  
und Ihren Ankaufstellen über Ihren Ankaufstellen.

Mit anerkennender  
Anerkennender

Eidg. Departement des Innern

J. M. Kündel.

Mitteilung der ersten Bundessubvention.

schweizerischen Gesellschaft für das Unternehmen“ provisorisch angenommen wurde<sup>128</sup>. Danach wählt die Antiquarische Gesellschaft den Leitenden Ausschuß als administrative Leitung; dieser bestimmt eine fünfköpfige Redaktionskommission als wissenschaftliche Leitung. Die beiden Redaktoren bilden die Redaktion, gleichzeitig sind sie ex officio Mitglieder sowohl der Redaktionskommission (die ihre wissenschaftliche Arbeit beaufsichtigt) wie des Leitenden Ausschusses (der sie wählt und ihre Rechnung prüft).

Die ganze Organisation mit ihrer teilweisen Gewaltenverquickung ist noch ganz auf Staub und seine alten Mitkämpfer zugeschnitten, denen Tobler als Gleichberechtigter zugesellt wird. Dennoch erhält der Leitende Ausschuß, der bisher kaum in Erscheinung trat, durch die Vertretung des Unternehmens nach außen und vor allem gegenüber den subventionierenden Behörden eine sehr starke Position; auch die Redaktion wird von nun an seine Macht zu spüren bekommen.

Nach der Redaktionsvergrößerung drängte sich 1888 eine Statutenrevision auf. Sowohl die Oberhoheit („Patronat“) der Antiquarischen Gesellschaft wie auch die bestehenden Organe wurden beibehalten. Dagegen wurde nun ein „Hauptredaktor“ bestimmt, und nur er hatte Sitz und Stimme im Leitenden Ausschuß; dadurch erhielt er zumindest potentiell den andern Redaktoren gegenüber eine große Machtfülle; das gleichzeitig erlassene Reglement für die Redaktionsarbeit organisierte dafür die Zusammenarbeit auf höchst liberale Weise.

Eine „schweizerische Gesellschaft für das Unternehmen“ wurde nicht gegründet, und die Oberhoheit der Antiquarischen Gesellschaft „scheint sich bald verflüchtigt zu haben<sup>129</sup>“, der Leitende Ausschuß ergänzte sich, wie dies der Verlagsvertrag vorsah, im Bedarfsfalle selbst. Rechtsformen dieser Art haben den Vorteil, mit wenig Aufwand effektiv zu funktionieren, solange unter den Beteiligten grundsätzliche Übereinstimmung herrscht; dagegen müssen sie zu Ungerechtigkeiten und Unzulänglichkeiten führen, wenn eine Schlüsselfigur ihre Position überspannt. Dieser Tatbestand schien den Mitredaktoren 1908 erfüllt (s. S. 74); deshalb forderten und erhielten sie damals das Recht, einen der Ihren als Beobachter ohne Stimmrecht in den Leitenden Ausschuß zu delegieren.

Statuten  
für das  
Schweiz. Tdiotikon

Titelblatt der Statuten von 1888.



Im Jahre 1950, am Vorabend wichtiger Subventionsverhandlungen mit der Eidgenossenschaft, kam es doch noch zu einer Art schweizerischer Gesellschaft. Nach den Vorschriften des Zivilgesetzbuches wurde ein „Verein zur Herausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs“ gegründet, der als Träger rechtlich an die Stelle der Antiquarischen Gesellschaft tritt, die aber aus historischen Gründen schon in den Statuten als Kollektivmitglied des Vereins genannt wird. Weitere Kollektivmitglieder sind der Bund, die subventionierenden Kantone, die Stadt Zürich und zumindest potentiell weitere wissenschaftliche Gesellschaften. Einzelmitglieder gibt es außer den vom Jahresbeitrag befreiten neun Mitgliedern des Vorstandes kaum.

Der Vorstand übernimmt die Aufgaben des Leitenden Ausschusses; er wird seit 1939 stets vom Zürcher Erziehungsdirektor präsiert. Unter den übrigen Mitgliedern überwiegen die Hochschulprofessoren, doch achtet man wie in alten Zeiten darauf, stets den einen oder andern Bundesparlamentarier im Vorstand zu haben.

Offenbar absichtlich schweigen sich die Statuten über das Verhältnis zwischen Vorstand und Redaktion vollständig aus; die Redaktion erhält damit eine große Unabhängigkeit. Einziger Zweck des Vereins ist die Herausgabe des Wörterbuchs; vermutlich gestützt auf eine sehr weite Auslegung dieses Zweckartikels wählte der Vorstand 1974 den jetzigen Chefredaktor, eine statutarische Kompetenz dazu hat er nicht, wie auch die Redaktion keine institutionalisierte Vertretung im Vorstand besitzt. Die rechtliche Organisation des Wörterbuchs hat somit auch heute noch nicht alle ihre exotischen Züge abgestreift.

Wie dieser kurze vereinsgeschichtliche Überblick zeigt, bedeutete zwar die Subvention von 1874 für das Idiotikon nicht bloß einen finanziellen Einschnitt, die finanzielle Abhängigkeit von der Bundeshilfe führte aber dazu, daß sich alle Schwankungen der Bundesfinanzen auf das Werk auszuwirken vermochten. Mehrmals war es Gegenstand von Auseinandersetzungen in den eidgenössischen Räten, mehrmals mußte es um seine finanziellen Existenzgrundlagen fürchten.

Während des ersten Weltkrieges wurde die Subvention von 12000 Franken (seit 1905) auf 7000 Franken hinuntergesetzt, nach dem

Kriege aber sogleich wieder auf den Vorkriegsstand erhöht. Bis 1930 erreichte der Beitrag 30000 Franken; es waren verhältnismäßig gesicherte Zeiten für das Unternehmen.

Die Krise der dreißiger Jahre traf das Idiotikon mit voller Wucht. Innert weniger Jahre wurde der Bundesbeitrag auf schließlich 18000 Franken herabgesetzt, und während der Debatte über die Sanierung der Bundesfinanzen wurde 1933 in den Räten sogar die Frage aufgeworfen, ob die allgemeine wissenschaftliche Bedeutung eines so volksfremd angelegten Werks die dafür aufgewendeten Mittel überhaupt rechtfertige. In einem vortrefflichen Bericht stellte Albert Bachmann sein Wörterbuch wieder einmal vor, und er schloß sein Plädoyer mit den Worten: „Gerade in Zeiten wie [den] heutigen, wo materielle Rücksichten alle andern zurückdrängen, sind ideale Interessen besonders gefährdet; umso mehr sollte jeder Einsichtige darauf bedacht sein, sie zu schützen und in bessere Zeiten hinüberzuretten<sup>130</sup>.“

Die Subvention wurde in der Folge nicht gestrichen, sondern wie alle andern Bundesbeiträge vorerst „bloß“ um 20 Prozent gekürzt; dies war drastisch genug, den Leitenden Ausschuß zur Entlassung sämtlicher Redaktoren und Hilfskräfte zu zwingen; es war vorgesehen, sie sogleich wieder einzustellen, allerdings mit 5 Prozent weniger Lohn.

Während die Kündigung lief, starb Albert Bachmann am 30. Januar 1934; es ist nicht ohne Tragik, daß gerade der Mann, der mehr als vierzig Jahre das Unternehmen geprägt und ihm als letzte Arbeit eine beredte Verteidigung gewidmet hatte, als „Entlassener“ sterben mußte.

Und die Kürzungen gingen weiter. Obwohl man den Posten des Chefredaktors nicht wiederbesetzt hatte, war im Januar 1936 mit Lohnkürzungen nichts mehr auszurichten. Der Leitende Ausschuß mußte den Redaktor Eugen Dieth definitiv entlassen; das Los traf gerade ihn, weil Dieth an der Universität noch eine Professorenstelle innehatte.

Die Finanzknappheit veranlaßte den Ausschuß aber auch zu grotesker Kleinlichkeit. Gröger beantragte 1934, auch die Namen der beiden langjährigen Mitarbeiterinnen Clara Stockmeyer und Ida Suter auf das Titelblatt der nächsten Lieferung zu setzen, da auch sie sich als vollgültige Redaktorinnen bewährt hätten. Das Begehren wurde unwirsch abgewiesen: Man befürchtete, die beiden noch viel schlechter als ihre Kollegen bezahlten Frauen könnten aus der Namensnennung ein Recht auf bessere Anstellungsbedingungen ableiten! Erst nach Dieths Abschied gelang es, die Anerkennung der beiden als „reguläre“, wenn auch immer noch schlechter bezahlte Redaktorinnen durchzusetzen.

Den zweiten Weltkrieg überstand das Idiotikon mehr schlecht als recht. Doch als die Subvention auch 1947 noch nicht mehr als 22000 Franken betrug, unter Berücksichtigung der Teuerung 50 Prozent weniger als 1928, da war der Zusammenbruch nahe: „Statt die wahrhaft beschämenden Redaktionssaläre der Leistung oder wenigstens der Zeit anpassen zu können, stehen wir vor der bitteren Notwendigkeit, in nächster Zeit den Redaktionsstab einschneidend verkleinern zu müssen, d.h. langjährige und während langer Jahre unterbezahlte Kräfte in z. T. vorgerücktem Alter ohne Pensionsmöglichkeit auf die Straße zu stellen und damit den Fortgang des Werks in ... katastrophaler Weise zu verlangsamen<sup>131</sup>.“

In dieser Situation wandte sich der Leitende Ausschuß mit einem Bettelbrief „an alle, die gewillt sind, nach der Errettung unseres Landes aus äußerer Not und Gefahr auch für die Rettung und Pflege seiner innern Güter wirksam einzutreten<sup>132</sup>“: Es war der Fall eingetreten, den der Leitende Ausschuß schon 1874 vorausgesehen hatte: „Wir werden bis an's Ende an die Opferfreudigkeit unserer Mitbürger in der einen oder andern Richtung zu appellieren veranlasst sein<sup>133</sup>.“

Tatsächlich legte das Resultat „fröhliches Zeugnis ab ... von der Leistungsfähigkeit der Republik<sup>134</sup>“, wie man ebenfalls schon 1874 für solche Fälle gehofft hatte: auf die 13000 versandten Aufrufe gingen 95000 Franken ein, die vor allem zur Äufnung eines Pensionsfonds verwendet wurden.

Gleichzeitig wurde versucht, auch vom Staat höhere Beiträge zu erwirken. Da die Wörterbücher der drei andern Landessprachen in der gleichen prekären Situation waren, schlossen sie sich 1946 zur „Vereinigung der nationalen schweizerischen Wörterbücher“ zusammen und stellten 1947 in einer gemeinsamen Eingabe und unterstützt durch verschiedene parlamentarische Vorstöße ein Gesuch um Subventionserhöhung.

Dem Begehren wurde entsprochen. Aber noch immer war die Situation alles andere als günstig, vor allem deshalb, weil die Subvention „den Zufälligkeiten der jährlichen Budgetberatung<sup>135</sup>“ ausgesetzt war. Die Wörterbücher bemühten sich deshalb um eine dauernde gesetzliche Lösung ihrer Finanzierung, was sie mit den beiden Bundesbeschlüssen „betreffend die Unterstützung der nationalen schweizerischen Wörterbücher“ von 1955 und 1965 erreichten<sup>136</sup>. Seit 1975 unterstützt der Bund die Wörterbücher durch den Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung; seither ist die Finanzierung politischen Zufälligkeiten weitgehend entzogen und für längere Zeit sichergestellt.

Vor dem Kriege lagen die Gehälter der Redaktoren unter dem durchschnittlichen Verdienst eines Hilfsarbeiters, eine Pensionskasse bestand nicht. Seit dem zweiten Bundesbeschuß von 1965 beziehen die Redaktoren das Gehalt (I. Stufe) eines zürcherischen Mittelschullehrers. Erst seit dieser Zeit sind sie nicht mehr auf einen Nebenverdienst angewiesen . . .

Der Nationalfonds finanziert mit den Löhnen den größten Posten in der Ausgabenrechnung. Zur Finanzierung anderer Ausgaben bleibt das Werk nach wie vor auf die Zuwendungen der Kantone und Privater angewiesen. Kostspielig ist beispielsweise auch der Druck des Werks. Während der Verleger bis 1920 für jedes Heft ein Honorar bezahlen konnte, mußte er von diesem Jahr an im Gegenteil einen Druckkostenbeitrag verlangen, der heute gegen 20000 Franken pro Heft beträgt. Trotz dem Druckkostenzuschuß ist das Idiotikon für den Verleger auch heute noch „kein Gegenstand der Spekulation<sup>137</sup>“, nicht einmal ein gutes Geschäft, vor allem auch deswegen nicht, weil

er vertraglich verpflichtet ist, bis zum Abschluß des Werks stets sämtliche Lieferungen verfügbar zu halten. Mit einer derartigen Belastung seiner Firma auf weit über hundert Jahre hinaus hat wohl auch der risikofreudige Jakob Huber nicht gerechnet, als er in den neunziger Jahren „mit aller Entschiedenheit“ gegen die „Verstümmelung des Nationalwerks<sup>138</sup>“, also gegen die damaligen Kürzungsbestrebungen, auftrat. Seine Nachfolger in der Verlagsleitung werden ihn ob seines prestigeträchtigen, aber wenig einträglichen Idealismus nicht nur gesegnet haben. Jedenfalls stellt die nun hundert Jahre dauernde, nicht immer spannungslose Geschäftsgemeinschaft auch dem Verlag ein gutes Zeugnis aus.

Die heutigen finanziellen und organisatorischen Grundlagen des Schweizerdeutschen Wörterbuchs scheinen nach menschlichem Ermessen einigermassen gesichert. Daß ein Unternehmen von so langer Dauer auch in der Vergangenheit immer wieder trotz allem die nötige materielle Unterstützung gefunden hat, ist nicht ganz selbstverständlich, und es hat ihm nicht nur geschadet, daß es oft um seine Mittel kämpfen mußte: Dadurch wurden die Lexikographen, die „bei stiller Innenarbeit selig werden<sup>139</sup>“, immer wieder gezwungen, ihre Arbeit zu überdenken und bei einem breitem Publikum um Verständnis dafür zu werben. Von dieser Aufgabe wollen sie sich auch in den heutigen bessern Zeiten nicht dispensieren: Gerade bei solchen „Jahrhundertwerken“ wäre es besonders unvorsichtig, den Tag vor dem noch weit entfernten Abend loben zu wollen . . .

## Nachweise

- 1 AUFRUF 1862, 2.
- 2 „Die Muttersprache oder Mundart in der Schule“, SCHWEIZERISCHE NATIONALZEITUNG (Baden) Nr. 117, 29. September 1868.
- 3 AUFRUF 1862, 2.
- 4 AUFRUF 1862, 1.
- 5 Jacob Grimm: VORREDEN ZUR DEUTSCHEN GRAMMATIK, Nachdruck, Darmstadt 1968, S. 20.
- 6 AUFRUF 1862, 1.
- 7 „Verdeutschung oder Verwelschung?“, AARGAUISCHER ANZEIGER (Aarau) Nr. 73, 9. September 1868.
- 8 SCHWEIZERISCHES IDIOTIKON — PROSPEKT [1880], 1.
- 9 Wie Anm. 2.
- 10 AUFRUF 1862, 2.
- 11 AUFRUF 1845, 2.
- 12 AUFRUF 1845, 1.
- 13 Brief Grimms an Keller: FESTGABE HANS LEHMANN, Zürich 1931, 13.
- 14 Albert Bachmann: FRITZ STAUB [Nekrolog], SA aus der NZZ 1896, 10.
- 15 Titel nach dem Protokoll des Leitenden Ausschusses, Band I (1862-1883), S. 1, Archiv des Idiotikons. Das Protokoll der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Band 4 (Mai 1860-Dezember 1863), S. 137 meldet bloß, „Herr Friedrich Staub hält einen Vortrag zur Ehrenrettung des Zürcher Dialektes“. Bachmann gibt später als Titel: „Wert und Bedeutung des Dialektes“ [wie Anm. 14], 8.
- 16 Manuskript von Staubs Vortrag, Archiv des Idiotikons.
- 17 Grimm [wie Anm. 5], 25.
- 18 F[riedrich] Staub: „Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz“, DIE DEUTSCHEN MUNDARTEN, NF. 1 (7), 1877, 18-26, 191-207, 333-389. Die zitierte Stelle: S. 388.
- 19 Wie Anm. 16.
- 20 Wie Anm. 16.
- 20a Protokoll der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Band 4 (Mai 1860 — Dezember 1863), S. 137 (Schweiz. Landesmuseum).
- 21 Hans Wanner: AUS DER GESCHICHTE DES SCHWEIZERDEUTSCHEN WÖRTERBUCHS, SA aus der NZZ 1962, 5.
- 22 Bachmann [wie Anm. 14], 19.
- 23 [Rundschreiben] AN DIE TIT. MITARBEITER AM SCHWEIZERDEUTSCHEN WÖRTERBUCH [1863], 1.
- 24 BEMERKUNGEN FÜR DIE MITARBEITER AM SCHWEIZERDEUTSCHEN WÖRTERBUCH [1862]. Die folgenden Zitate auf den Seiten 2 und 3.
- 25 RECHENSCHAFTSBERICHT DES SCHWEIZERISCHEN IDIOTIKONS AN DIE MITARBEITER, ABGESTATTET VON DER CENTRAL-COMMISSION, Zürich 1868, S. 2.
- 26 Wie Anm. 25, 1.
- 27 PROSPEKT [wie Anm. 8], 2.

- 28 RECHENSCHAFTSBERICHT [wie Anm. 25].
- 29 Wie Anm. 25, S. 42,44.
- 30 PROSPEKT [wie Anm. 8], 2.
- 31 RECHENSCHAFTSBERICHT [wie Anm. 25], 37.
- 32 Bachmann [wie Anm. 14], 19.
- 33 RECHENSCHAFTSBERICHT [wie Anm. 25], 5.
- 34 Bachmann [wie Anm. 14], 13f.
- 35 RECHENSCHAFTSBERICHT [wie Anm. 25], 41.
- 36 Wie Anm. 25, 69.
- 37 [Gesuch] AN DEN HOHEN BUNDESRATH DER SCHWEIZ. EIDGENOSSENSCHAFT, 1873, S. 2.
- 38 RECHENSCHAFTSBERICHT [wie Anm. 25], 77.
- 39 GESUCH [wie Anm. 37], 3.
- 40 RECHENSCHAFTSBERICHT [wie Anm. 25], 77.
- 41 NZZ 11.3.1874.
- 42 Wie Anm. 41.
- 43 Schnorf, Nekrolog Staub, SA aus?, 10 [Bibliothek des Idiotikons].
- 44 JAHRESBERICHT ÜBER DAS SCHWEIZERDEUTSCHE IDIOTIKON, umfassend den Zeitraum vom Weinmonat 1873 bis Herbstmonat 1874. [Bis 1882 erschien jährlich im Oktober ein Jahresbericht, numeriert ab 2 bis 9. Eine Nr. 10 erschien nicht, Nr. 11 umfaßt den Zeitraum „1. Weinmonat 1882 bis 31. Heumonat 1885“, Nr. 12 den Zeitraum „1. Augustmonat 1885 bis Ende 1894“. 1895 erschien kein Jahresbericht. Seit 1896 umfaßt der Jahresbericht jeweils ein Kalenderjahr und ist nicht mehr numeriert. — Ich zitiere bis 1894 nach Nummern, ab 1896 nach Jahr].
- 45 PROBEN AUS DEM FÜR DAS SCHWEIZERDEUTSCHE IDIOTIKON GESAMMELTEN MATERIALE, Zürich 1874, 1.
- 46 Ludwig Tobler: KLEINE SCHRIFTEN ZUR VOLKS- UND SPRACHKUNDE, hg. J[akob] Bächtold und A[lbert] Bachmann, Frauenfeld 1897, S. xi.
- 47 Manuskript, Archiv des Idiotikons.
- 48 Hans Wanner: DAS SCHWEIZERDEUTSCHE WÖRTERBUCH, überarbeiteter SA aus der ZDL, Zug 1978, S. 14.
- 49 Titus Tobler: APPENZELLISCHER SPRACHSCHATZ, Zürich 1837, S. iii.
- 50 Einleitung zu Tobler [wie Anm. 46], xiii.
- 51 An erster Stelle stehen im folgenden die Formulierungen des Vorworts zu Band I des Idiotikons, erschienen in der 1. Lieferung 1881. Der „Plan“ erschien im 1. Jahresbericht, S. 6f.
- 52 Wanner [wie Anm. 48], 7.
- 53 Albert Bachmann, Manuskript eines Vortrages vor dem Schweizerischen Gymnasiallehrerverein am 3. Oktober 1920; Archiv des Idiotikons.
- 54 2. Jahresbericht, 15.
- 55 DIE REIHENFOLGE IN MUNDARTLICHEN WÖRTERBÜCHERN UND DIE REVISION DES ALPHABETS — Ein Vorschlag zur Vereinigung, vorgelegt vom Bureau des Schweizerdeutschen Idiotikons, [Zürich 1876], S. 79.

- 56 REIHENFOLGE [wie Anm. 55], 76.  
57 2. Jahresbericht, 14.  
58 REIHENFOLGE [wie Anm. 55], 77.  
59 Brief des Departements des Innern an den Leitenden Ausschuß vom 29.12.1875; Archiv des Idiotikons.  
60 Zusammenfassung, veröffentlicht unter dem Titel: ERGEBNISS DER VOM REDAKTIONSKOMITE DES SCHWEIZERDEUTSCHEN IDIOTIKONS IM HERBSTMONAT 1876 VERANSTALTETEN UMFRAGE BETREFFEND DIE ÄUSSERE ANORDNUNG IN MUNDARTLICHEN WÖRTERBÜCHERN, [Zürich 1877].  
61 Brief der Bundeskanzlei an den Leitenden Ausschuß vom 31.1.1877.  
62 Wanner [wie Anm. 48], 12.  
63 ERGEBNISS [wie Anm. 60], 3 (Nr. 4, Name identifiziert nach den Originalantworten im Archiv des Idiotikons).  
64 Brief des Departements [wie Anm. 59].  
65 Brief Toblers, Archiv des Idiotikons.  
66 DER BUND (Bern) 15. Dezember 1876.  
67 DIE DEUTSCHEN MUNDARTEN, NF 1 (7), 1877, 489-493 [fehlt in der Bibliographie der Schriften Toblers in der Sammelausgabe (Anm. 46)].  
68 Jost Winteler: „Erinnerungen aus meinem Leben“, WISSEN UND LEBEN 10, 1917, 525-547; 617-647; die zit. Stelle: 642.  
69 Winteler [wie Anm. 68], 642.  
70 Winteler [wie Anm. 68], 643.  
71 Vgl. Staubs Minimalpaar-Argument in der REIHENFOLGE [wie Anm. 55], 64. — Zum Vorwurf mangelnden Verständnisses: Elmar Holenstein: „Albert Einsteins Hausvater in Aarau: der Linguist Jost Winteler“, SCHWEIZER MONATSHEFTE 59, 1979, 221-233, bes. 223f.  
72 Winteler [wie Anm. 68], 643f.  
73 ERGEBNISS [wie Anm. 60], 8.  
74 Wie Anm. 61.  
75 3. Jahresbericht, 3f.  
76 4. Jahresbericht, 4.  
77 Wie Anm. 76.  
78 Bericht Georg von Wyss' an den Leitenden Ausschuß, Archiv des Idiotikons.  
79 GEDANKEN [wie Anm. 47].  
80 PROBEN [wie Anm. 45], 2.  
81 PROBEN [wie Anm. 45], 10.  
82 Schnorf [wie Anm. 43], 8.  
83 [Steindruck] AN DIE TIT. VERLAGSHANDLUNG VON ... IN .... Archiv des Idiotikons.  
84 Brief vom 8.1.1880; Archiv des Idiotikons.  
85 7. Jahresbericht, 3.  
86 PROSPEKT [wie Anm. 8], 3.  
87 8. Jahresbericht, 3.  
88 PROSPEKT [wie Anm. 8], 3.



- 89 8. Jahresbericht, 8.  
 90 11. Jahresbericht, 4ff.  
 91 IDIOTIKON I, Vorwort S. xxx.  
 92 Brief des Departements des Innern an den Leitenden Ausschuß vom  
 28. 6. 1881; Archiv des Idiotikons.  
 93 8. Jahresbericht, 8.  
 94 Wanner [wie Anm. 21], 14.  
 95 Notizen Georg von Wyss'; Archiv des Idiotikons.  
 96 4. Jahresbericht, 6.  
 97 8. Jahresbericht, 6.  
 98 12. Jahresbericht, 3.  
 99 Wanner [wie Anm. 21], 8.  
 100 IDIOTIKON X, 717/718.  
 101 Bachmann [wie Anm. 53].  
 102 Wie Anm. 5, 41.  
 103 Vorwort zum SCHWÄBISCHEN WÖRTERBUCH (Bd I, 1904, S. ix),  
 zitiert von Bachmann [wie Anm. 53].  
 104 Wie Anm. 53.  
 105 Jahresbericht 1896, 2.  
 106 Jahresbericht 1900, 2.  
 107 Jahresbericht 1907, 9.  
 108 Jahresbericht 1901, 2.  
 109 Jahresbericht 1898, 3.  
 110 Jahresbericht 1904, 3.  
 111 Wanner [wie Anm. 48], 15.  
 112 Protokoll der Sitzung des Leitenden Ausschusses vom 8. 2. 1934;  
 Archiv des Idiotikons.  
 113 S. 2.  
 114 S. 6.  
 115 Heinrich Bruppacher: „Zur Geschichte des schweizerischen Idiotikons“,  
 ZÜRCHER WOCHEN-CHRONIK 8, Mai 1906 [unpaginiert].  
 116 Eingabe an den Bundesrat vom 14. 7. 1933.  
 117 AUFRUF 1862, 2.  
 118 Tobler [wie Anm. 46], 320.  
 119 11. Jahresbericht, 8.  
 120 G[untram] S[aladin]: „Zum Abschied Professor Grögers“, NEUE ZÜRCHER  
 NACHRICHTEN, 29. März 1951.  
 121 Wanner [wie Anm. 48], 18.  
 122 Brief im Archiv des Idiotikons.  
 123 Entwurf zum Aufruf AN DIE SCHWEIZER DEUTSCHER ZUNGE, Februar 1864;  
 Archiv des Idiotikons.  
 124 RECHENSCHAFTSBERICHT [wie Anm. 25], 59.  
 125 1. Jahresbericht, 3.  
 126 Brief des Departements des Innern an den Leitenden Ausschuß vom  
 10. 3. 1874; Archiv des Idiotikons.

- 127 NZZ 14.11.1973.
- 128 1. Jahresbericht, 5.
- 129 Wanner [wie Anm. 21], 14.
- 130 Albert Bachmann: [Bericht vom Juli 1933], 20. Typoskript im Archiv des Idiotikons (ohne Titel).
- 131 [Aufruf 1947, ohne Titel], 2.
- 132 Wie Anm. 131, 2.
- 133 1. Jahresbericht, 3.
- 134 Wie Anm. 133.
- 135 Wanner [wie Anm. 21], 13.
- 136 Publiziert in: Bundesblatt 1955 I, 1161; 1965 I, 795; cf. die Botschaft des Bundesrates, Bundesblatt 1954 II, 521 ff.
- 137 PROSPEKT [wie Anm. 8], 1.
- 138 Jahresbericht 1909, 3.
- 139 Bachmann [wie Anm. 130], 10.





